Heimatkundliche Arbeitsgemeinschaft LAHNTAL

Heft 8
1985
ISSN 0722-1126

Der Entwurf des Vereinsabzeichens zeigt in der oberen rechten Abteilung das Landeswappen von Hessen. In dem stilisierten hellen »L«, der für »Lahntal« steht, ist oben links das Gründungsjahr 1977 eingegeben.

Die drei Löwenköpfe im unteren Querbalken des »L« vereinen die Wappentiere der alten Herrschaftshäuser Solms, Nassau und Hessen, die über Jahrhunderte die Entwicklung unserer Heimat entscheidend bestimmten.

1985

Heimatkundliche Arbeitsgemeinschaft Lahntal e. V.

8. JAHRBUCH

Herausgeber:
Heimatkundliche Arbeitsgemeinschaft Lahntal e. V.
Waldgirmes, Friedenstraße 20
6335 Lahnau

Verantwortlich für die nicht namentlich
gezeichneten Artikel der Vorstand

ISSN 0722-1126

ANGLERIDYLLE NÄHE DER MÜHLEN AN DER LAHN IN DORLAR.

INHALT

	Seite
Die Anfänge und die Entwicklung der Atzbacher Schule	5
Wie entstand unsere Heimat - 3. Folge	41
Ruts Haus in Dorlar	61
Ein Haus und seine Bewohner „Neäbs" - 2. Folge	63
Rodheim zur Zeit der Reformation	67
Dreschers Muotte in Garbenheim, das Stammlokal der Bergleute in früherer Zeit	76
Heimat - Bergstadt Nordmähren, Waldgirmes Hessen -	79
Mit den Mohrauern am 28. Mai 1983 von Bad Karlsbrunn zur Annahütte	84
Der Bau der hessischen Staatsstraße von Gießen nach Gladenbach im Bereich der Gemarkungen von Heuchelheim, Rodheim und Fellingshausen	85
Das alte Rathaus in Rodheim an der Bieber	98
Das Brotbacken, eine schwere Arbeit der Hausfrau	101
Aus der Arbeit der Volksliedgruppe	105
Zum 60. Geburtstag	109
Die Waldgirmeser Familien	111
Die Rodheimer Familie Koth	122
„... und wenn es köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen"	131
Aus der Chronik des heimischen Raumes 1. 11. 1983 bis 31. 10. 1984	147
„Zum Gedenken"	151
Namen und Anschriften der Vereinsmitglieder Neuzugang 1984	152

Illustration, mit Ausnahme der Zeichnungen auf Seite 62 und 64, von Franz Ewert

DORLAR

SCHUTZHÜTTE
AM KUHBERG

Die Anfänge und die Entwicklung der

Atzbacher Schule

unter Nassauischer Herrschaft

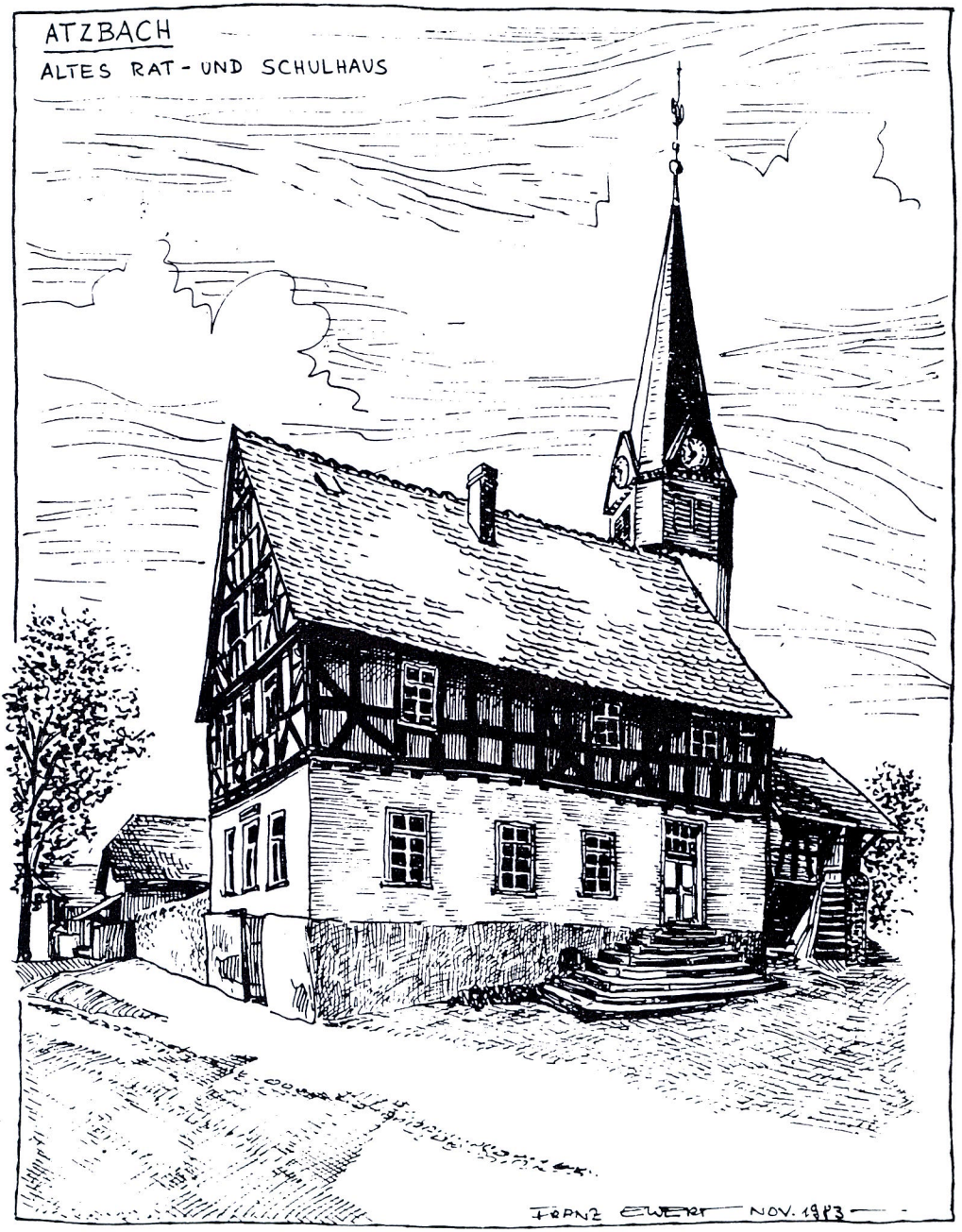
von Lehrer L. Brückmann †, Dorlar

Wie auf allen Gebieten unserer heimatlichen Geschichte, so sind auch die Nachrichten über das Schulwesen unseres Dorfes aus der Zeit vor und während des Dreißigjährigen Krieges äußerst dürftig. Über die erste Einrichtung einer Schule in Atzbach ist nichts bekannt. Doch können wir mit gutem Grund annehmen, daß unser Dorf schon während oder kurz nach der Reformation eine Schule erhalten hat. In der Mitte oder gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts war Atzbach schon ein wohlhabendes Dorf mit etwa 600 Einwohnern. Kurz nach der Reformation begann man von seiten der Kirche, auch auf dem Lande Schulen einzurichten. Größere und wohlhabende Dörfer erhielten sie eher als kleinere mit ärmeren Bewohnern, an Verkehrsstraßen gelegene wurden früher damit bedacht als abgelegene. Im allgemeinen dürfen wir auch sagen, daß im Westen unseres Vaterlandes die Schulen früher gegründet und gepflegt wurden als im Osten. Da dürfen wir mit gutem Grund annehmen, daß um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts die Atzbacher schon eine Schule hatten.

1. Die ersten Nachrichten über die Schule (1611-1680)

Die erste gewisse Nachricht von dem Vorhandensein einer Schule in Atzbach stammt aus dem Jahre 1611. In diesem Jahre wurde das Gemeindeland neu verteilt unter die Gemeindeleute und dabei festgesetzt, wieviel Frucht jeder Nutznießer dafür an die Gemeinde abzuliefern hatte. Damals hatte die Gemeinde etwa hundert Nutzungsberechtigte, die alle, mit Ausnahme von einem, mit Namen genannt sind. Dieser eine wird genannt: „der Schulmeister". Es war also damals in Atzbach ein Schulmeister, der am Gemeindenutzen teil hatte. Wenn nun ein Schulmeister da war, hatten sie auch eine Schule. Und wenn auch sein Name nicht genannt wird, so erfahren wir doch aus dieser dürftigen Nachricht die Tatsache: die Atzbacher hatten schon im Jahre 1611 eine Schule.

Nicht überall da, wo eine Schule war, hatte man schon ein Schulhaus. Mancherorts diente das Zimmer in einem Bauernhaus als Unterrichtsraum, manchmal mußte der Schulmeister mit seinen Kindern aus einem Haus in andere ziehen. In Atzbach war das nicht nötig, dort war nicht nur eine Schule, sondern auch ein Schulhaus. Es stand an demselben Platze, auf dem die heutige „alte Schule" steht, nur mit der langen Seite an der Straße. Es diente als Schul- und Rathaus. Es soll, wie die Alten erzählt haben, statt des Kellers eine nach der Straße offene Halle gehabt haben, in der alljährlich die Kirmes gefeiert wurde. Nach der


ATZBACH
ALTES RAT - UND SCHULHAUS
FRANZ EWERT NOV. 1983

Inschrift auf dem neuen Schul- und Rathaus könnte es im Dreißigjährigen Krieg bei dem großen Brand dem Feuer zum Opfer gefallen sein. Dann müßte bis zur Erbauung des neuen ein anderes Haus als Schul- und Rathaus benutzt worden sein. Denn in den siebziger Jahren wurden die Gemeindeversammlungen „uff der schul" oder „uf dem Rathauß" abgehalten. Es ist aber auch möglich, das alte Haus hat unter der Einquartierung oder auch durch Feuer sehr gelitten, so daß es auch als Notbehelf bis Ende der siebziger Jahre benutzt wurde. Auch dann wäre die Inschrift auf dem neuen berechtigt.

Das neue „Schul- und Rathaus" wurde dann im Jahre 1680 erbaut. Es trägt die Inschrift:

„Was der verderbliche Krieg und Feuer hat verzehrt,
solches hat des Friedens Frucht uns wiederum beschert.
Joh. Casimir Ruding D. 1680"

Der Name ist der des Pfarrers Rüdinger, der von 1658–1682 in Dorlar und Atzbach wirkte. Vielleicht ist er der Verfasser der Inschrift. Der große Raum im unteren Stockwerk dieses Hauses hat dann etwa 200 Jahre als Schulsaal gedient, während der obere Raum als Ratstube benutzt wurde.

Vor der Erbauung des Schulhauses mag es um die Schule recht traurig bestellt gewesen sein. Die Gemeinde war verarmt, die Zahl der Bewohner klein, ihre ganze Arbeit darauf gerichtet, die Schäden des Krieges wieder zu heilen. Da ist für die Schule wenig oder nichts übrig geblieben. Im Jahre 1672 gab Graf Friedrich von Nassau ein Edikt heraus zwecks Regelung der Unterhaltung der Kirchen und Schulen. Darin beklagt er sich, „daß sich in jetziger Zeit wenige oder wohl gar keine guttätigen Christen befinden, die etwas zur Unterhaltung der Kirchen und Schulen stiften". Demnach muß das doch früher der Fall gewesen sein. Ein weiterer Mißstand, mit dem die Behörden noch lange zu kämpfen hatten, war der schlechte Schulbesuch. Wer nicht zur Schule ging, zahlte kein Schulgeld, deshalb suchten die Eltern vielfach ihre Kinder möglichst spät zur Schule zu schicken. Aus demselben Grund, nämlich um das Schulgeld zu sparen, ließen sie dann ihre Kinder schon mit dem elften oder zwölften Jahre wieder zu Hause. In Dorlar war in der Zeit keine Schule, und die dortigen Kinder sollten die Atzbacher Schule besuchen. Wir werden noch hören, daß sie das nicht alle taten. Von den Lehrern, oder wie man damals sagte, Schulmeistern, kennen wir von einigen nur die Namen. Das Kirchenbuch der Atzbacher Gemeinde weist folgende Eintragungen auf:

„Am 30. April 1648 wird Ludwig Becker, der Schulmeister begraben."

„Am 1. Febr. 1651 wird Herr Bastian Schweizer begraben, war drei Vierteljahr Schulmeister."

„Am 28. Jan. 1667 wird Maria Klara, Herrn Bartholomäe Rumpels, des Schulmeisters Tochter, Patin bei einem Sohne des Dietmar Mank."

„Am 18. Oktober 1674 läßt Herr Johann Jörg Faber, jetziger Zeit Schuldiener zu Atzbach, eine junge Tochter taufen."

Wenn wir nun auch über diese Lehrer und die Art ihrer Arbeit nichts genaueres wissen, so ist doch die Vorstellung von der Schule der alten Zeit bei dem heutigen Geschlecht vielfach nicht richtig, und unsere Schulen waren, wenigstens vor dem Dreißigjährigen Kriege größtenteils besser, als wir heute glauben. Der Schulmeister, im Neben- oder Hauptberuf Schneider, Schuhmacher oder Leinweber, oder auch der unbrauchbar gewordene Soldat - diese Erscheinung war vor dem Dreißigjährigen Krieg nicht die Regel. Tatsache ist, daß zu dieser Zeit die Lehrer, wenigstens teilweise, studiert hatten. Mindestens hatten sie eine lateinische Schule besucht. Manche bekamen später ein Pfarramt, manche blieben freiwillig im Schuldienst, andere wurden aus Mangel an Mitteln zur Aufgabe des Studiums gezwungen und gingen in den Schuldienst. Ein Beispiel für den gründlich ausgebildeten Schulmeister war Georg Heinrich Agel, zuerst in Dorlar, dann in Lützellinden, zuletzt in Dutenhofen tätig. Er war ein Lehrerssohn und hatte in Gießen studiert. Infolge der allgemeinen Verarmung durch den Krieg konnten einesteils die zukünftigen Lehrer sich nicht so ausbilden wie früher, die Zahl der Studierenden sank. Anderenteils waren die Bewohner der Dörfer so arm geworden, daß sie die Schulstellen nur sehr gering besolden konnten. Die Bezahlung war dürftig, und deshalb stellten sie auch keine hohen Anforderungen an den Schulmeister.

2. Die Schule unter Johann Georg Schmidt, mit Unterbrechung 1667-1688

Nachdem nun in Atzbach ein neues Schulhaus erbaut war, wurde die Schule wieder ordnungsgemäß in Gang gebracht. Zwei Männer sind es gewesen, die, soviel noch heute zu erkennen, darin ihr Bestes geleistet haben, nämlich der Pfarrer Johann Friedrich Rotenberger und der Lehrer Johann Georg Schmidt. Pfarrer Rotenberger war in Gleiberg geboren, seit 1682 Pfarrer in Dorlar und Atzbach, starb aber schon 1699 im Alter von 45 Jahren. Johann Georg Schmidt war ein gebürtiger Atzbacher, ein Sohn des schon öfters erwähnten Schultheißen Johann Raymund Schmidt. Anscheinend hatte er studiert, denn der Pfarrer nennt ihn im Kirchenbuch mit dem Titel Präzeptor. Diese Bezeichnung führten die Schulmeister auf den Dörfern in der Regel nicht. Anscheinend war er um 1640 geboren. Als er im Jahre 1667 heiratete, war er Präzeptor in Atzbach. In der späteren Zeit hat er noch an anderen Orten amtiert, ist aber 1684 wieder in Atzbach. Von seiner Hand geschrieben, haben wir das älteste Schriftstück über die Schule zu Atzbach. Es trägt die Überschrift: „Atzbacher Schulbestallung." In diesem Aktenstück sind die Einnahmen, die Arbeiten und die besonderen

Schwierigkeiten, die mit dem Atzbacher Schuldienst verbunden waren, genau aufgezeichnet. Wir erfahren da zuerst etwas über die Einnahmen des Atzbacher Schulmeisters. Sie bestanden in Geld, Korn, Gemeindenutzen und „besonderen Akzidensien". An Geld erhielt der Schulmeister „aus dem Kasten zu Atzbach" 4 Gulden 19 Albus 4 Pfennig, aus der Gemeinde=Kasse 5 Gulden, „wegen der Mehlwage, so ein Schulmeister zu versehen", 3 Gulden. Der Kasten zu Dorlar zahlte 4 Gulden 18 Albus. Für das Umtragen des Opfersäckleins (Klingelbeutel) erhielt er einen Gulden. Auch die Pacht eines Gemeinde-Platzes, des Anthonius=Platzes (wahrscheinlich ein Rest des Burghofes) mit einem Gulden, zählte zu seiner Geldbesoldung, ebenso noch 6 Albus aus einer Stiftung, die der Kasten zu Garbenheim zu zahlen hatte. Aus der Dorlarer Gemeindekasse erhielt er nichts, obwohl er die Kinder von dort auch in der Schule hatte oder haben sollte. Weitere Einnahmen, die sich nach der Größe des Dorfes und der Zahl der Schulkinder richteten, waren folgendermaßen festgesetzt: „Ständig gibt ein jedes Haus jährlich 12 Pfennig, und sind diesmal etliche und fünfzig Häuser. Von jedem Kind, welches zur Schule geschickt wird, fällt jährlich ein halber Gulden. Von denjenigen, so nicht zur Schule gehalten werden, ob sie schon tüchtig und übertüchtig genug sind, hat ein Schulmeister bis dato nichts erhalten können, und könnten auf die siebenzig Kinder zur Schule gebracht werden."

„Der Bürgermeister zu Atzbach muß einem Schulmeister liefern acht Achtel Korn, und wegen der Mehlwage vier Mesten. Der Bürgermeister zu Dorlar muß liefern vier Achtel vier Mesten, der Kasten zu Garbenheim gibt jährlich zwei Mesten. Summa der ständigen Kornbestallung tut dreizehn Achtel sechs Mesten. Gemeinde=Nutzbarkeit hat ein Schulmeister wie ein anderer Nachbar auch. Von einer Hochzeit zu Atzbach und Dorlar hat er eine Brautsuppe zu gewarten. Von einer Leiche einen Ortsgulden und von dem Geläute eine Laib Brot. Von einer Kindtaufe gestehen die Nachbarn nichts."

Über die „Arbeit eines Schulmeisters" erfahren wir: „Ein Schulmeister muß durchs ganze Jahr die Schul fleißig halten. Montags und freitags um 12 Uhr die Betstund zu Atzbach halten. Alle Sonntage und Freitag, es sei Sommer oder Winter, Hitz oder Kälte, ja auch sonsten, wann etwas im Kirchenamt vorfällt, muß ein Schulmeister zu Dorlar sein Amt verrichten. Zu Atzbach muß ein Schulmeister sein Amt sonntags und mittwochs in der Kirche verrichten. Das Uhr- und Glockenwerk muß ein Schulmeister auch versehen, morgens, mittags und abends zum Gebet läuten und von Walpurgis bis auf Jakobi zur Vier Uhren läuten. Das Opfersäcklein muß ein Schulmeister umtragen. Wann die Mehlwage wieder aufgerichtet wird, so muß ein Schulmeister das Gewicht anschlagen und aufzeichnen."

Zuletzt verzeichnet er noch die Schwierigkeiten oder Übelstände, die mit dem Atzbacher Schulamt verbunden sind, wenn er berichtet: „Erstlich muß ein Schulmeister in dem Backhaus mit größter Gefahr und schlechtem Behelf woh-

ATZBACH, KIRCHE VOR DEM TURMNEUBAU 1899, LINKS DIE ALTE SCHULE
EWERT AUG. 1984

nen. Zweitens ist nicht das geringste Läppchen bei der Schule, da ein Schulmeister eine Handvoll Heu vor sein Vieh auf könnte machen, sondern muß alles teuer kaufen. Drittens können auch bei der Schul kein Kraut, Möhren oder Rüben gezogen werden, maßen nichts dabei. Viertens schicken die Dorlarer über acht Kinder nicht zur Schule, obwohl deren über die dreißig sind, die über acht Jahre alt sind, und haben doch nicht können zur Schule gebracht werden, wiewohl sich dessen ein Schulmeister beim Amt beklagt hat." So berichtet uns die „Atzbacher Schulbestallung, überliefert und eingegeben den 18. August 1684 von dem damaligen Schulmeister Johann Georg Schmitten."

Der Pfarrer Rotenberger bescheinigt, daß die Aufstellung in allen Teilen richtig ist und setzt im nächsten Jahre folgende Notiz auf das Schriftstück: „In diesem 1685sten Jahre habe ich die Dorlarer Einwohner durch treuherzige Vermahnung dahin gebracht, daß sie 25 Kinder nach Atzbach in die Schule geschickt haben. Aus Atzbach sind etliche und dreißig Kinder in die Schule gegangen, daß also in diesem Jahre Gott Lob sechzig Kinder sind in der Schule gewesen."

Aus diesen Aufzeichnungen können wir uns also ein Bild machen über die Atzbacher Schule vor etwa 250 Jahren, wenigstens was den äußeren Betrieb anbelangt. Das Schulhaus war neu und geräumig, doch ist es niemand eingefallen, im oberen Stock eine Wohnung für den Lehrer einzurichten. Dessen Wohnung im alten Backhaus war äußerst dürftig. Es war noch mit Stroh gedeckt und stammte noch aus der Zeit vor dem Dreißigjährigen Kriege. Im Jahre 1706 wurde es gründlich „in gehörigen Stand gesetzt". Sehr zu verwundern bleibt es, daß zur Besoldung des Lehrers kein Land gehörte. Auf vielen Orten unserer Heimat wurden mehrere Morgen Gemeindeland als Schulland eingetragen, und die Nutznießung desselben bildete den Grundstock der Besoldung. Das war also in Atzbach nicht so, und die etwa 55 Gulden Einnahmen an Geld (wenn alles einging) und die 26 Zentner Korn bildeten fast die ganze Besoldung. Das geringe Einkommen war also einer der Hauptübelstände. Daneben war der Schulbesuch nicht regelmäßig. Die Eltern müssen immer und immer wieder mit allen möglichen Mitteln dazu angehalten werden, ihre Kinder zur Schule zu schicken. Diese beiden Übelstände sind dann auch so bald nicht beseitigt worden, und noch hundert Jahre später hatte sich daran nicht viel geändert.

Eine ziemlich bedeutende Veränderung in dem Betrieb der Atzbacher Schule brachte das Jahr 1688. Ich deutete schon an, daß der Lehrer Joh. Georg Schmidt für damalige Verhältnisse Tüchtiges geleistet hat. Pfarrer Rotenberger berichtet: „Gleich nach Eingang dieses Jahres, nämlich am 8. Januar, ist von unserem gnädigsten Grafen und Landesherren der bisher gewesene Samt=Schulmeister zu Atzbach nach Gleiberg befördert worden." Schmidt ist also für die Atzbacher zu gut gewesen, und da Gleiberg damals der bedeutendste Ort nach Weilburg war, so dürfen wir mit gutem Grund annehmen, daß Schmidt einer der tüchtigsten Schulmeister des Herzogtums gewesen ist. Zu derselben Zeit gründeten die

Dorlarer eine eigene Schule, schickten also ihre Kinder nicht mehr nach Atzbach, und so sind diese beiden Ereignisse sicher ein Nachteil für die Atzbacher Schule gewesen. Seit die Dorlarer keine Kinder mehr schickten, zahlten sie auch nichts mehr zur Besoldung, und für den nun noch geringeren Lohn war ein tüchtiger Schulmeister nicht zu haben.

3. Die Schule unter Jost Henrich Schlesinger, 1688–1709

Der Nachfolger Joh. Georg Schmidts wurde Jost Henrich Schlesinger. Er war im Jahre 1644 in Oberweidbach geboren und hatte sich 1675 verheiratet mit Elisabeth Konradi, der Tochter eines in Atzbach eingewanderten, inzwischen aber schon verstorbenen Bierbrauers Johannes Konradi, wie das Kirchenbuch berichtet, „ein Kalvinist". Was Schlesinger vorher getrieben, ob er irgendeine Ausbildung als Schulmeister nachweisen konnte, ist nicht bekannt. Nachdem seine erste Frau gestorben war, heiratete er 1688 Maria Agel, die Schwester des Schulmeisters in Dorlar. Allem Anschein nach hat er dann die Schule zur Zufriedenheit der Behörde und der Gemeinde verwaltet. In seine Amtszeit fallen fünf amtliche Schreiben oder Erlasse, die ganz oder teilweise auf die Schule Bezug nehmen, und aus denen wir wichtige Aufschlüsse über die Schule erhalten.

Im Jahre 1691 erließ Graf Johann Ernst zu Weilburg eine „Konstitution wegen der Kinderlehre und Information sowohl alter und junger Leute". Danach haben die bisher abgehaltenen Kirchenvisitationen ergeben, daß „fast durchgehends bei Alten und Jungen, zumal aber bei der erwachsenen Jugend eine große Unwissenheit und Unverstand der höchst notwendigen Katechismuslehren sich befinde, also daß manche nicht einmal die Worte des Katechismus oder der kürzeren nassauischen Fragestücke herzusagen gewußt, zu schweigen, daß sie deroselben Verstand hätten vorbringen können. Solche Unwissenheit ist aber nicht allein Sünde und Schande, sondern auch ein Anzeichen großer Nachlässigkeit, ingleichen auch eine Quelle und Ursache des überhand nehmenden rohen unchristlichen Lebens. So haben wir, diesem Übel und sündlichen Wesen abzuhelfen, auch fortan zu steuern und vorzukommen, nachfolgende Verordnung gefaßt und in unseren ganzen Landen und Herrschaften zu publizieren befohlen. Gebieten auch hiermit allen Gemeinden und deroselben Pfarrern und Schuldienern unserer gesamten Herrschaft bei unnachlässiger, ernster Straf...", und nun folgen nicht weniger als zwölf Abschnitte mit den verschiedensten Anordnungen, wie die oben erwähnten Mißstände abgeschafft werden sollen. Sie sind vorwiegend an die Pfarrer und Kirchen-Senioren gerichtet, einige beziehen sich auch auf die Schule. „Ein jeglicher Pfarrer soll auch die Schule fleißig visitieren, bei der Information der Jugend zuhören und nachforschen, wie und worin dieselbe unterrichtet werde. Sonderlich soll er alle monatlichen Bettage nach der Predigt mit Zuziehung eines Kirchen-Senioren die Jugend in der

Schule aus einem Stück des Katechismus examinieren, auch dabei Aufsicht haben, daß in den Schulen ganz keine anderen als evangelisch-lutherische Bücher gebraucht oder dahin gebracht werden, und sollen alle Kinder anderer Religion, so solcher Schulinformation genießen wollen, sich solcher unserer Bücher in währender Schulzeit zu gebrauchen gehalten sein." - Diejenigen Eltern, welche ihre Kinder entweder gar nicht oder nicht fleißig zur Schule schikken, sollen von jedes Orts Schulmeister fleißig und ohne Nachsehen aufgezeichnet, darauf vom Pfarrer, Schultheißen und den Kirchen-Senioren deswegen ein jeder zwei mal ernstlich ermahnet, und wo das nicht hilft, alsdann unserem Konsistorium schriftlich angezeigt werden." So lauten die Punkte 10 und 11 des Erlasses. In Punkt 12 wird den Pfarrern verboten, die Kinder zu früh zu konfirmieren, weiter wird den Eltern, die ihre Kinder früh konfirmiert haben wollen, um nachher den Schullohn zu sparen, Strafe angedroht. Auch sollen die Superintendenten öfters einmal zu den Orten, wo es nötig ist, unversehens hinreisen und prüfen, wie dieser Verordnung nachgelebt wird.

Der nächste Erlaß stammt aus dem Jahre 1694. Der Graf von Nassau hat mit sonderbarem Befremden vernommen, daß das im Jahre 1663 erlassene Edikt über die Schulen nicht mehr beachtet wird. (Das Edikt scheint nicht mehr vorhanden zu sein.) Deshalb wird es erneuert. Der Kürze halber begnüge ich mich mit einer Angabe des Inhaltes, der sich in fünf Hauptgedanken zusammenfassen läßt: 1. In allen unseren Städten, Flecken und Dorfschaften sind die Kinder künftig mit besserem Fleiß zum Schulbesuch anzuhalten. 2. Die Superintendenten sollen die Schulen mit tüchtigen Schuldienern auf Ratifikation unseres Konsistoriums versehen. Ohne Einwilligung desselben sollen die Schulmeister nicht von den Pfarrern oder Gemeinden abgesetzt oder versetzt werden. 3. In den Orten, wo Schulen sind, sollen die Kinder spätestens im sechsten Jahre, von den anderen Orten mit acht Jahren in die Schule aufgenommen werden. 4. Wenn die Eltern ihre Kinder nicht fleißig zur Schule schicken, sollen sie bestraft werden. 5. Gegen die Eltern, die den Schuldienern ihr sauer verdientes Schulgeld teils gar nicht, teils nur mit großem Unwillen, Murren und Pochen bezahlen, soll in Zukunft ganz summarisch und exemplarisch vorgegangen werden.

Zwei kleinere Schreiben aus dem Jahre 1700 sind uns ein Beweis, mit welch ängstlicher Sorgfalt man damals die reine evangelisch-lutherische Lehre zu erhalten suchte. In dieser Zeit drohten nämlich schwärmerische Irrlehren hin und wieder einzureißen, und die Anhänger derselben kommen in Gefahr, von dem reinen evangelischen Glauben abzufallen. Um diese Gefahr abzuwenden, müssen die Pfarrer und Schulmeister einen Revers unterschreiben, indem sie bekennen, daß sie bei der reinen evangelischen Lehre bleiben wollen, und zwar, „ganz willig aus Gehorsam gegen Gott und die hohe Obrigkeit und Liebe zur Wahrheit und zum Frieden".

Das vierte Schreiben während der Amtszeit Schlesingers ist nichts anderes als eine Wiederholung der Befehle aus den Jahren 1691 und 1694 und beweist, daß trotz aller Strafandrohung ein richtiger Schulbetrieb nicht zustande kam. Neu ist nur die Verordnung, daß die Kinder auch während der Sommermonate zur Schule gehen sollen, und wenn sie in der Hauptarbeitszeit den Eltern helfen müssen, sollen sie doch mittags von 12–2 Uhr zur Schule kommen und „den Katechismus rezitieren und repitieren" (aufsagen und wiederholen).

Als im Jahre 1703 der Hüttenberg geteilt wurde und sieben Dörfer ganz zu Nassau kamen, die es vorher gemeinsam mit Hessen besessen hatte, erließ der Graf im folgenden Jahre eine neue „Kirchen- und Schulordnung zur Erlangung einer gleich durchgehenden Konformität in dem Nassau-Weilburgischen Kirchen- und Schulwesen". Diese recht umfangreiche Verordnung besteht aus nicht weniger als fünfunddreißig Abschnitten. Von ihnen beziehen sich sechzehn auf die Schule. Auch hier ist die Rede von der Schulpflicht, von den Büchern, die benutzt werden sollen, von der Person des Schulmeisters und seinem Verhalten dem Pfarrer gegenüber, von der Beaufsichtigung der Kinder in der Kirche, von den Pflichten des Pfarrers gegenüber der Schule, auch die Unterhaltung der Schule in baulicher Hinsicht, die Pflanzung von Obstbäumen auf den Schulgrundstücken und noch manches andere kommt zur Sprache. Nur von dem Lehrstoff und dem Einkommen des Lehrers ist keine Rede; diese beiden Punkte waren entweder schon endgültig geregelt, oder der Graf von Nassau hat sie nicht für wichtig angesehen. Einer von den sechzehn Abschnitten soll aber doch hier Platz finden. Aus ihm erkennen wir, daß man im Jahre 1705 auch schon anfing, das Rechnen in den Schulen zu lehren, und zwar aus einem ganz besonderen Grunde. Merkwürdigerweise war das Rechnen ein Hilfsmittel des Gesangsunterrichts. Also: „Die Jugend soll in den Schulen auch im Singen und in der Erlernung unserer so alt als neuen schönen geistreichen Kirchenlieder fleißig exerzieret und angewiesen werden, daß sie solche in ihrem Gesangbüchlein wissen geschwinde aufzuschlagen und zu finden, darum die Schulmeister sie auch in Erkenntnis der Zahlen und Ziffern unterweisen sollen, da man diesfalls mehrmals den Mangel gespüret".

Wenn wir hier einmal einen Rückblick tun auf das bisher Erzählte, so erkennen wir wenigstens den guten Willen des Grafen und seines Konsistoriums, im Nassauer Land gute Schulen einzurichten. Unter einer guten Schule verstand man damals eine solche, in der die Kinder einigermaßen regelmäßig am Unterricht teilnahmen und den Katechismus auswendig lernten. Daneben wurden sie zum Lesen angehalten, lernten es aber wohl nicht alle. Schreiben zu lernen brauchten nur die, die es wollten; es war also sozusagen ein Wahlfach. Vom Singen und „Rechnen" haben wir schon gesprochen. Die Gegenstände des Unterrichts waren also noch recht beschränkt, und auch das Wenige was in den Erlassen gefordert wurde, konnte noch nicht einmal erreicht werden, hauptsächlich wohl

ATZBACH
EUZER — AUG. 1984

deshalb, weil die Leute kein Interesse an der Schule hatten, und weil die Mittel fehlten. Ob die Regierung alles getan hat, um die Mittel zu beschaffen, läßt sich heute nicht mehr sagen. Die Bewohner unserer Dörfer waren damals jedenfalls recht arm. „Um diese Zeit", so berichtet der Pfarrer 1692, „ist allhier und zu Atzbach unter den Einwohnern große Armut und Mangel gewesen, sintemal der mehrste Teil sein liebes Brotkorn hat kaufen müssen. Viele Haushaltungen haben gar ihr Brot vor anderer Leute Türen nach Art der Bettler suchen und holen müssen." Ein Jahr später berichtet er ebenfalls von großer Teuerung. Auch von Truppendurchzügen und Einquartierung in diesen Jahren weiß er immer wieder zu erzählen. Ob ja nicht trotzdem die Gemeinden etwas mehr für die Schulen hätten tun können, soll dahingestellt bleiben. In denselben Jahren wird nämlich auch von der „Bauern Zech- und Branntweingesellschaften in den Backhäusern und von den Kirmestänzen" mit Mißfallen und Klage darüber berichtet. Auch bei den Gemeindearbeiten ging es nicht ohne Branntweintrinken, und alte Rechnungen zeigen noch heute, was bei dieser oder jener Gelegenheit „draufgegangen".

4. Johann Schlesinger, 1709–1714

Jost Henrich Schlesinger, Schulmeister zu Atzbach, hat also trotz aller Erlasse und Verordnungen seine Schule sicher nicht so weit gebracht, als es angestrebt wurde. Seine Tätigkeit erstreckt sich über einen Zeitraum von 21 Jahren. Im Frühjahr 1709 ist der damals 65 Jahre alte Mann gestorben. Am 4. April schreibt der Superintendent Joh. Adam Haßlocher folgenden Brief: „An den Pfarrer, den Schultheißen, die Kirchensenioren und die Vorsteher der Gemeinde Atzbach. Nachdem mir von Amtswegen gebührt, vor gute Bestallung der Kirchen und Schulen zu sorgen, und wegen des sel. Absterbens eures bisher gewesenen Schulmeisters Jost Henrich Schlesinger eure Schule zu Atzbach wiederum mit einer dazu tüchtigen Person zu bestellen ist, so habe ich euch hiermit wissend machen wollen, daß ich gesonnen bin, gemeldete Schule mit einem guten Subjekto wiederum zu versorgen. Weil aber die Schulbestallung zu Atzbach und der Schullohn insonderheit so gar gering ist, daß niemand, der nicht etwa selbst Güter bei Euch hat, dabei substitieren oder auskommen kann, so habe ich zuvorderst vernehmen wollen, ob ihr nicht gewillt seid, die ganze Gemeinde dahin durch Vorstellung der Billigkeit dahin zu vermögen, daß wenigstens der gar so geringe jährliche Schullohn von einem Kinde in etwas vermehrt würde. Sodann habe ich hiermit von Euch vernehmen wollen, ob ihr etwa eine oder andere tüchtige Person mir vorzuschlagen und zu rekommandieren gewillt seid, worauf ich den, welcher ich unter solchen als tüchtig befinden werde, daß er die Schule haben oder nicht haben soll, ordinieren werde."

Die Antwort der Atzbacher Gemeinde auf dieses Schreiben ist uns nicht bekannt. Jedenfalls ist der gar so geringe Schullohn nicht erhöht worden, und der von dem Superintendenten vorgesehene Schulmeister hat die Stelle nicht

bekommen, wie wir später noch hören werden. Zur Erhöhung des Schullohnes konnte die Gemeinde nicht gezwungen werden, und so gab der Superintendent schließlich seine Zustimmung, daß des verstorbenen Schulmeisters Sohn Johannes für den alten Lohn die Stelle erhielt. Dieser Johannes Schlesinger hat die Schule nur fünf Jahre verwaltet. Schon 1714 ist er im Alter von 34 Jahren gestorben. Seine Frau Anna Elisabeth, eine Angehörige der alten Atzbacher Bauernfamilie Ruppert, starb 1748, 63 Jahre alt.

5. Die Schule unter Johann Georg Mandler, 1714–1749

Kurz nach Johannes Schlesingers Tod erhielt der Superintendent in Weilburg einen Brief von dem Schulmeister Mandler in Niederkleen, in dem dieser bittet, seinem Sohne die erledigte Schulstelle zu übertragen. Auf diesen Brief hin wird „der junge Mandler" nach Atzbach geschickt, um eine Probe im Schulhalten abzulegen. Im Oktober desselben Jahres bittet der alte Mandler zum zweiten Male für seinen Sohn um die Stelle. Der Brief ist noch vorhanden, er bildet ein Beispiel für ein Bittgesuch eines demütigen Untertanen an die Regierung aus der Zeit vor zweihundert Jahren. Die Anrede allein ist schon bezeichnend: „Hochehrwürdiger, Großachtbarer und Hochgelehrter Hochgräflich Nassau-Weilburgisch Hochverordneter Herr Superintendent und Oberhofprediger, Hochgebietender, Hochgeehrtester Herr und hoher Patron." Im übrigen ist der Brief reich an demütigen Wendungen und untertänigen Wünschen, und zeigt, daß man auch damals schon mit vielen Worten wenig sagen konnte. Es ist „nunmehr bald ein Vierteljahr, daß mein Sohn daselbst die Probe mit Verrichtung des Opferdienstes, Singens, auch einige Zeit im Schulhalten getan". Und dann bietet er, den Sohn in der Stelle zu konfirmieren (fest anzustellen). Der Superintendent gibt folgenden Bescheid: „Wenn der Herr Pfarrer Prätorius zu Dorlar und Atzbach nebst dem Herrn Schultheißen und den Kirchen-Senioren zu Atzbach mir attestieren werden, daß der junge Mandler seine angesetzte Schulprobe wohl gehalten und denselben zu diesem Dienst tüchtig zu sein bezeugen werden, so soll er damit in solchem Dienst konfirmiert sein und von dem Herrn Pfarrer in meinem Namen präsentiert werden. Was die Festsetzung der bisherigen Schulkompetenz betrifft, so soll er mit Beistand des Herrn Pfarrers, des Herrn Schultheißen und der Kirchen-Senioren mit der Witwe des vorigen Schulmeisters sich vergleichen, so gut sie können. Was insonderheit den Schulacker betrifft, den die Witwe mit Korn besamet, ists billig, auch gebräuchlich, daß der neue Schulmeister denselben haben und genießen soll, daneben er aber der Witwe das Saatkorn und den Ackerlohn bezahlen soll." Dies Schreiben ist am 17. Oktober verfaßt, und schon am 21. Oktober, so schreibt der Pfarrer, „welches war am 21. Sonntag nach Trinitatis, habe ich nach der mit Gott gehaltenen Nachmittagspredigt bei dem Herrn Schultheißen und sämtlichen Kirchen-Senioren wegen des bisher zur Probe hier gewesenen Johann Georg Mandler in der Kirche Nachfrage getan. Wie nun keiner etwas Verhinderliches gewußt, auch ihn tüch-

tig erkannt, so habe ich ihn im Namen des Herrn Johann Adam Haßlocher, als unseres Hochgebietenden Herrn Superintendenten mit Konsens obbemeldeter den 25. auf der Schul präsentiert. Gott verleihe, daß der Schulmeister sein getanes Versprechen halten, und es zu des großen Gottes Lob und Ehr, seinem und der Jugend Besten und zum Dienst der christlichen Atzbacher Gemeinde ausschlagen möge."

Leider hat sich der fromme Wunsch des Pfarrers in den ersten Amtsjahren des Schulmeisters Mandler nicht erfüllt. Schon im Jahre 1715 macht die Gemeinde mit ihrem neuen Schulmeister schlechte Erfahrungen. Was gegen ihn vorliegt, ist nicht mehr genau festzustellen. Pfarrer Prätorius schreibt, es wäre dies im Protokollbuch zu finden. In diesem Buche sind aber gerade an der Stelle drei Blätter herausgeschnitten worden, von wem und aus welchem Grunde, kann heute ebensowenig festgestellt werden, als um was es sich in der Sache gehandelt hat. Etwas, wenn auch nichts bestimmtes, erfahren wir aus einem Brief des Superintendenten vom 11. Dezember 1715, in dem er schreibt: „Es ist mir leid, daß der jetzige Schulmeister zu Atzbach sich so übel verhalten, wie ich aus des Herrn Pfarrers Schreiben vernehmen mußte. Ich will zuvorderst annehmen, daß alles, was von ihm angegeben, sich also verhalten werde und ihm nicht von jemanden, der ihm etwa nicht günstig ist, etwas aus Haß nachgesagt werde. Wenn aber alles die unleugbare Wahrheit ist, so kann ich anderes nicht, als denselben, weil er unfleißig und ärgerlich ist, seines Dienstes verlustig erklären und deklarieren, und wolle der Herr Pfarrer im Beisein der Atzbacher Kirchen-Senioren und des Herrn Schultheißen ihn über alle die Punkte, so an mich berichtet worden sind und davon er auch Abschrift behalten haben wird, nochmals verhören, und da er derselben mit Wahrheit überzeuget ist, ihm von meinetwegen ankündigen, daß er seines Dienstes hiermit entsetzet sei und sich fort machen solle, damit man einen besseren an seine Statt suchen und befördern möge. Er kanns ihm aus diesem Schreiben, welches der Herr Pfarrer wohl aufheben möge und auch ins Kirchenprotokoll eintragen soll, also vorlesen, wie es lautet und den ferneren Verlauf an mich berichten. Hätte man mir damals bei voriger Bestallung dieses Schuldienstes als vorgesetzten Superintendenten wie billig folgen und den von Hasselbach vorgeschlagenen, frommen und zu solchem Dienst recht tüchtigen Mann annehmen wollen, so hätten wir jetzo die Verdrießlichkeiten nicht. Ich werde aber gewiß in neuer Bestallung dieser Schule mir von keinem Bauern vorschreiben, noch weniger einen Bauern zu solchem Dienst kommen lassen."

Aus diesem Schreiben erfahren wir auch, daß schon 1709, bei der vorigen Besetzung, der Superintendent den Bauern nachgegeben hat, als Johannes Schlesinger die Stelle erhielt. Wir dürfen daraus mit Recht folgern, daß die Schuld an einer weniger guten Besetzung der Schulstelle bei den Bauern und nicht bei der Regierung gelegen hat. Für Joh. Georg Mandler war es ein Glück, daß eine Suppe nicht so heiß gegessen, als sie gekocht wird. Die in dem Briefe angesprochene Absetzung wurde schon nach vier Tagen widerrufen. Der Superintendent

schreibt: „Auf geschehener vieler Vorbitte, und wenn der Schulmeister zu Atzbach seine begangenen Exzesse erkennen, bekennen, bereuen und wahrhaftige Besserung in die Hand seines Herrn Pfarrers versprechen wird, soll solches auch von ihm, dem Herrn Pfarrer an meiner Statt angenommen und er wiederum in sein Amt rezipieret und eingesetzt sein. Wird er aber wiederum aufs neue sich nicht wohl halten, und er darauf hin kommender Klagen überzeiget werden, als dann wird er einen unvermeidlichen Ernst ohne Annehmung einiger Vor- oder Abbitter zu erfahren haben."

Damit war dann wieder alles in Ordnung, und nur noch einmal, im Jahre 1718, wird ein genauer Bericht über den Schulmeister angefordert. Ein dreifaches Urteil will der Superintendent haben. Erstens soll die Gemeinde, zweitens der Pfarrer, und drittens die Kirchensenioren ihre Meinung über den Schulmeister sagen. Um das Urteil der Gemeinde festzustellen, läßt der Pfarrer vier Männer aus der Gemeinde vor sich kommen, nämlich den Bürgermeister und die drei Vorsteher. Es sind dies Johann Ludwig Wilhelm, 60 Jahre alt, Dönges Puhl, 53 oder 54 Jahre alt, Johannes Becker, 46 Jahre alt, und Johannes Gümbel, 35 Jahre alt. Und nun läßt er jeden ein Protokoll machen. Er legt ihnen fünf Fragen vor, die sich auf den Lebenswandel, den Umgang, die Tätigkeit in der Schule, das Benehmen bei Hochzeiten und Kindtaufen, und die Anwendung seiner freien Zeit beziehen. Was sie selbst in dieser Beziehung wissen, oder was die Leute im Dorf darüber sagen, sollen sie angeben. Die Zeugen werden ermahnt, niemand zu lieb noch zu leid, sondern die reine Wahrheit zu sagen. Und nun folgen die zwanzig Antworten, die zwar recht interessant sind, aber hier nicht alle Platz finden können. „Ich komme nicht viel bei die Leute und weiß hiervon nichts." „Davon weiß ich nichts, mein Bub lernt doch wohl beten und schreiben." „Ich habe kein Kind mehr in die Schule gehen, so weiß ich hiervon nichts, aber ich habe gehört, daß er die Schulstube nicht warm habe." „Ich weiß niemand der über ihn klaget." „Er geht ja in kein Haus spielen." Das sind einige der Antworten. Die Gemeinde weiß im allgemeinen nichts gegen ihn zu sagen. Der Pfarrer selbst hat nach der Wochenpredigt die Schule besucht und berichtet, daß er die Kinder „wohl beten, lesen und schreiben lehrt", daß aber seine Jugend zu berücksichtigen sei. Den Kindern hat der Pfarrer gesagt: „Nun, ihr lieben Kinder, in Gottes Namen, fahret so fort, wenn ich wieder komme, will ich jedem einen Weck geben." Nur etwas hat der Pfarrer an dem Schulmeister zu tadeln, er ist öftern mit dem Hühnerfänger (einem herrschaftlichen Jäger) gegangen und ihm beim Lerchenfang geholfen. Der Pfarrer hat nun dem Schulmeister das Helfen beim Lerchenfang verboten, aber nicht das Zusehen. Auch sagte er in demselben Briefe, „wenn ich etwas erfuhr und ich ihn ermahnte, so folgte er auch". Schließlich haben auch die Kirchen-Senioren gebeten, „daß ihn der Superintendent nicht wegtun möchte, obgleich man anfänglich viel mit ihm zu tun gehabt".

Auf zwei Gründe führe ich die unliebsamen Vorgänge mit Joh. Georg Mandler zurück. Einesteils war er zu einem solchen Dienst zu jung, denn er war bei sei-

nem Dienstantritt im Jahre 1714 erst 17 Jahre alt. Da hat es ihm sicher noch an der richtigen Berufsauffassung, an dem nötigen Ernst und der Festigkeit des Charakters gemangelt. Andernteils wurden damals manche Sachen mit der Würde eines Schulmeisters nicht für vereinbar erklärt, bei denen sich heute niemand etwas denkt. Das beweist uns die Geschichte mit dem Hühnerfänger. Von der Zeit ab scheint dann aber alles nach Wunsch gegangen zu sein, und Mandler hat noch mehr als dreißig Jahre den Schuldienst in Atzbach versehen. Er entstammte einer Lehrerfamilie. Sein Vater war Schulmeister in Niederkleen, sein Bruder Adam in Brandoberndorf, sein Bruder Heinrich in Reiskirchen. Seine Mutter ist als Witwe in Atzbach gestorben. Schon im Jahre 1717 läßt Joh. Georg Mandler seinen ersten Sohn taufen. In demselben Jahre bekennt er in einem Schriftstück, daß ihm die Atzbacher Gemeinde den Garten bei der Lahn um Geld und gute Worte überlassen habe, und daß er für das Gras auf demselben vier Gulden gezahlt habe. Schon 1722 starb seine Frau. Im Herbst desselben Jahres heiratete er wieder, Anna Maria Geier, nachgelassene Tochter des Joh. Geier aus Atzbach, die 1750 starb. Im Jahre 1744 beklagt er sich darüber, daß ihm die Vorsteher „einen zum Schulhaus gehörigen Stall, den er 24 Jahre ganz ruhig benutzet", abgenommen haben. Sie haben diesen Stall „einem gantz frembden Schmitt, von Blasbach gebürtig", gegeben, damit er seine Schmiede darin einrichten könne. Mündliche Vorstellungen des Pfarrers bei der Gemeinde haben nichts geholfen, deshalb berichtet der Pfarrer an den Superintendenten und bittet, der Gemeinde Einhalt zu befehlen. Ob der Schulmeister seinen Stall wieder bekommen hat, weiß ich nicht. Jedenfalls ist der „gantz frembde Schmitt" in Atzbach geblieben, so wie sein Name Hartmann hat sich das Schmiedehandwerk bis heute immer von dem Vater auf den Sohn vererbt. Johann Georg Mandler hatte neun Kinder, zwei Töchter und sieben Söhne, von denen sechs in früher Jugend starben. Ein Sohn wurde Soldat, eine Tochter, Magdalene, hat sich im Dorfe verheiratet, und noch heute hat sie in Atzbach eine große Zahl von Nachkommen. Mandler wurde im Jahre 1749 pensioniert. Er zählte damals 52 Jahre und hat noch 13 Jahre gelebt. Fünfunddreißig Jahre hat er den Dienst an der Atzbacher Schule versehen.

6. Die Fürstlich Nassau-Weilburgische Schulordnung von 1737

Im Jahre 1737 erschien die „Fürstlich Nassau-Weilburgische Schulordnung", eine recht umfangreiche Verordnung, mit der eine recht bedeutende Neuordnung im Nassauischen Schulwesen begründet wurde. Aus ihr erfahren wir, wie sich der Unterrichtsbetrieb in den letzten Amtsjahren des Schulmeisters Mandler gestaltete. Ich will es mir ersparen, die ganze, etwa 4500 Silben umfassende Verordnung hier abdrucken zu lassen. Für uns genügt es, den Hauptinhalt zu erfahren.

Begründet wird die Herausgabe des Erlasses mit dem Hinweis darauf, daß das Schulwesen in unserem Lande fast an den meisten Orten in einen großen Ver-

ATZBACH
AUG. 1984

fall geraten ist. Zweck des Erlasses ist, daß das Schulwesen in bessere Beobachtung möge gebracht werden, um dadurch sowohl der großen Unwissenheit der Jugend, als auch dem entstandenen rohen, wilden und unchristlichen Wesen zu steuern.

In dem Erlaß kommen dann drei Sachen zur Behandlung, die Schulpflicht, der Unterrichtsbetrieb und die Schulaufsicht.

Die Schulpflicht wird auf wenigstens achteinhalb, höchstens neuneinhalb Jahre festgesetzt. Die Eltern sollen ihre Kinder noch vor Beendigung des sechsten Jahres zur Schule schicken. Die Entlassung fiel mit der Konfirmation zusammen und fand nicht vor Beendigung des 14. Jahres statt. Auch nach ihrer Konfirmation sollten die Kinder noch einen Winter die Schule besuchen. Der Sommer war im allgemeinen schulfrei. Die Unterrichtszeit ist festgesetzt vom ersten Montag nach Michaeli bis auf Pfingsten, also etwa acht Monate dauernd. Doch war schon im Jahre 1700 bestimmt worden, daß die Kinder in der Erntezeit zwei Stunden täglich die Schule besuchen sollten. Der Lehrer wird angehalten, „nicht so leicht und auf jede vorgeschützte Notwendigkeit Erlaubnis zu erteilen". Auch eine Versäumnisliste hat er zu führen. Auf jedes Versäumnis ist eine Albus Strafe zu bezahlen. Die eingehenden Gelder sollen zum Nutzen der Schule, sonderlich zur Beschaffung nötiger Schulbücher für arme Kinder Verwendung finden.

An Unterrichtsgegenständen nennt der Erlaß fünf Fächer: Religion, Gesang, Lesen, Schreiben und Rechnen. Der Religionsunterricht gliedert sich in Unterweisung und Übung im Gebet, Bibellesen, Auswendiglernen von Bibelsprüchen und Psalmen und Auswendiglernen des Katechismus. Jeder Schultag soll mit Gebet begonnen werden. Der Lehrer soll „neben dem gewöhnlichen Morgen- und Abendgebet, dem heiligen Vaterunser und dem christlichen Glauben auch solche Gebete erwählen, worin der gütige Gott um Lenkung ihrer Herzen zu einer heiligen Furcht und Erkenntnis und schuldigem Gehorsam gegen ihre Eltern und Vorgesetzten, auch um väterliche Beschirmung und Regierung hoher Landesherrschaft und Obrigkeit und des ganzen Landes Wohlfahrt angerufen werde, welches Gebet jedesmal von einem der größeren Knaben oder Mädchen mitten in der Schulstube kniend soll verrichtet werden".

Der Anfang der Schul-Lektion soll mit Lesung eines Kapitels aus dem neuen Testament oder eines Psalmen, auch zuweilen eines Kapitels aus dem Zucht- und Sittenlehrer Sirach gewählt werden. Aus diesem Kapitel soll dann der Lehrer den einen oder anderen Spruch den Kindern verständlich machen. Weiterhin sollen den Kindern von den ersten Schultagen an „kurze erlesene Sprüche der Heiligen Schrift" eingeprägt werden. Nach und nach sollen sie die Fähigkeit erlangen, mehrere und längere Sprüche zu fassen. Dann sind sie zur Erlernung der Davidschen Bußpsalmen und anderer Psalmen anzuleiten. Ebenso ist auf die

Erlernung des Katechismus hinzuwirken. Der Schulmeister hat den Katechismus Lutheri mit allem Fleiß zu treiben und mit den größeren Kindern täglich ein Hauptstück deselben vor- und nachmittags vorznehmen.

Soviel vom Religionsunterricht. Wer nun glaubt, damals wäre ohne Verstand nur auswendig gelernt worden, soll auch erfahren, daß man auch vor zweihundert Jahren schon Forderungen aufstellte, die heute noch gelten. „Der Lehrer hat dahin zu sehen, daß die Kinder nichts mögen beten oder sonst auswendig lernen, wovon sie nicht einigermaßen den Wortverstand fassen." „Es ist jedesmal zu beobachten, daß man das Gedächtnis mit allzu starken Aufgaben nicht überhäufen, sondern dieselben nach eines jeden Vermögen einrichte und den langsamen Köpfen mit öfterem Wiederholen zustatten komme."

Beim Gesangunterricht soll der Lehrer dahin sehen, daß „der Gesang ohne heftiges Schreien, widriges und allzulanges Ziehen, wodurch eine so schlechte Singart in so vielen Landeskirchen entstehet, verrichtet werde, anbei aber auch nicht nur einerlei und bloß alte, sondern auch neue, erbauliche Gesänge zur Übung bringen und den Kindern bekannt machen, damit sie hernach desto leichter bei öffentlichem Gottesdienst mögen eingeführt werden".

Beim Lesenlernen ist mit dem Buchstabieren zu beginnen. Dann beginnt das lesen, zuerst der Druckschrift, dann werden die Kinder im Brieflesen geübt (also Schreibschrift), zuletzt sind sie soweit zu bringen, daß sie auch „etwas undeutliche Schreibart lesen können".

Auch im Schreiben fordert der Erlaß etwas Neues. „Und weil solches Handschriftenlesen nicht wohl mag erlernt werden, wo man nicht selbst zum Schreiben, als zu einer in dem gemeinen Leben ganz unentbehrlichen Sache angewiesen wird, so soll es hinkünftig keinem Kind weder Knaben noch Mädchen (wenigstens keinem Knaben) freistehen, ob er wolle schreiben lernen oder nicht, sondern er soll täglich sein Schreibbuch zu Schule bringen und sich befleißigen, soviel im Schreiben zu lernen, als nötig sein mag, seinen Namen zuvorderst und anderes auf eine deutliche Art zu schreiben".

In Bezug auf den Rechenunterricht sind die Forderungen recht bescheiden. „Es wäre zu wünschen, daß in allen Schulen das im gemeinen Leben so nützliche als oftmals nötige Rechnen gelehrt würde." Deshalb soll ein jeder Schulmeister, welcher davon etwas erlernt hat, seinen Kindern soviel beizubringen suchen, daß sie die Zahlen fertig aussprechen, auch sonst von den ersten Rechnungsgründen etwas verstehen möchten". Immerhin bemerken wir einen kleinen Fortschritt gegenüber dem Jahre 1705.

Ein weiterer Abschnitt beschäftigt sich mit der Erziehung der Kinder zu guter Zucht und Sitte. Dabei ist auch die Rede von der körperlichen Züchtigung. „Es werden aber auch die Schulmeister dahin sehen, daß sie keine Züchtigung ohne erhebliche Ursache, mit bitterem Gemüte, heftigem Zorn und Ungestüm auf

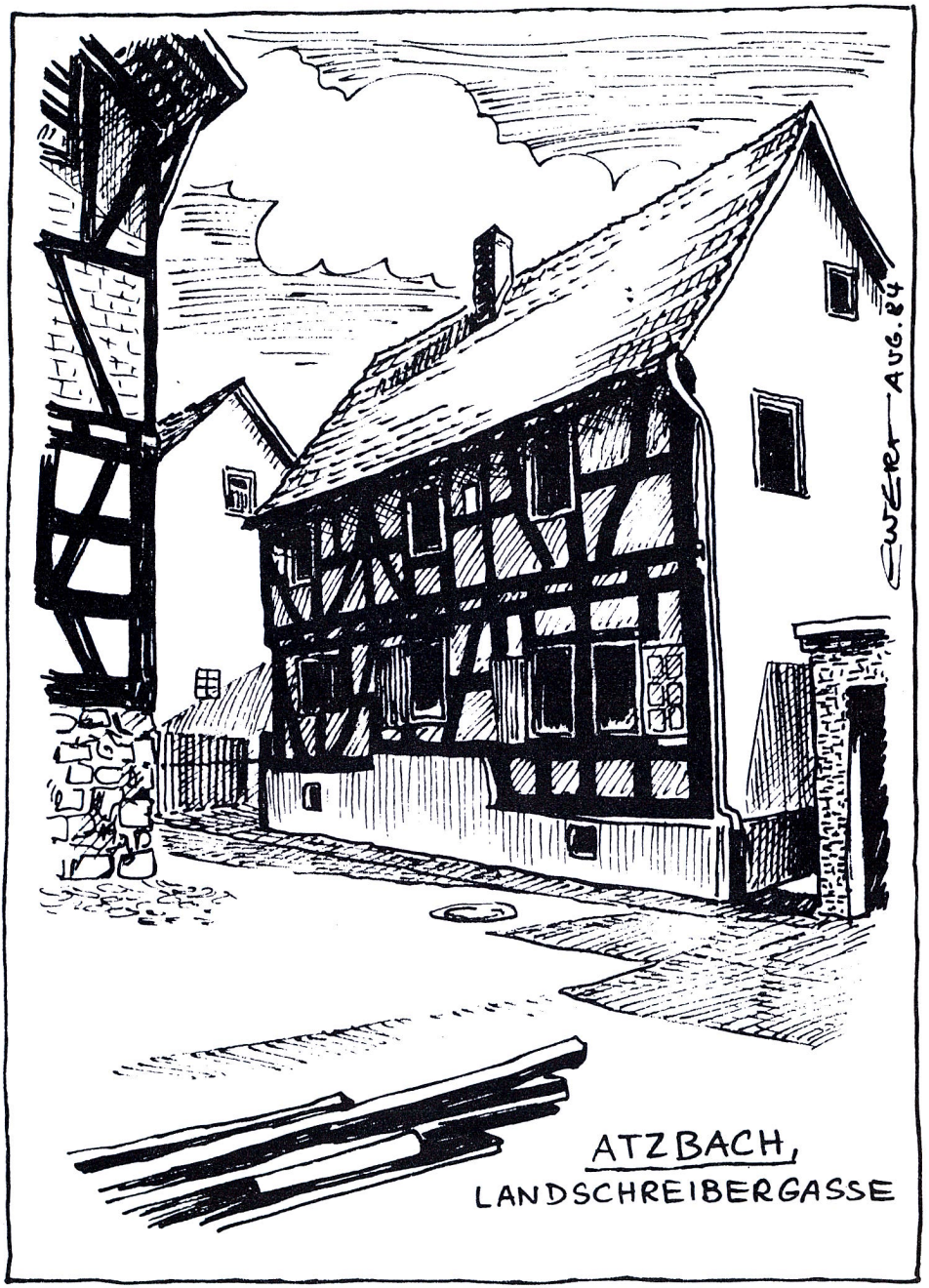
eine allzu strenge Art unternehmen, sondern allewege bedenken, daß sie, wie in ihrer ganzen Amtsvorrichtung, also sonderlich auch in Strafen und Züchtigen ein väterliches Herz gegen ihre anvertrauten Kinder haben müssen." Auch die Eltern auf zweierlei hinzuweisen wird für nötig erachtet. Viele Eltern empfinden die wohlverdiente Züchtigung ihrer Kinder „unzeitig" und laufen den Schulmeister mit Zanken und Drohen oder gar bitteren Scheltworten an. Daneben wird von den Schulmeistern geklagt, daß sie ihren bestimmten Lohn nicht zur rechten Zeit, nicht in gebührendem Maß oder in gehöriger Güte empfangen. Gegen diese beiden Unarten soll von nun an streng vorgegangen werden.

Der letzte Abschnitt des Erlasses regelt die Schulaufsicht. Sie wird in erster Linie dem Pfarrer übertragen. Die Schule seines Ortes hat er wöchentlich, die Schulen der Filialdörfer alle drei bis vier Wochen zu visitieren. Er hat zu achten auf den Lehrer, sein Verhalten in und außer der Schule und auf den Fortschritt der Kinder.

So können wir uns auf Grund dieses Erlasses ein Bild machen von den Verhältnissen, unter denen der Schulmeister Joh. Georg Mandler in seinen letzten zehn Dienstjahren gearbeitet hat.

7. Die Schule unter Henrich Adam, 1749–1779

Ein aus dem Herbst des Jahres 1749 stammender Schriftwechsel zwischen dem Pfarrer Stöller und dem Superintendenten in Weilburg gibt uns über den Nachfolger Mandelers Aufschluß. Am 11. Oktober 1749 berichtet der Pfarrer, daß der neue Schulmeister von Atzbach, Henrich Adam, noch nicht die gehörige Kapazität eines Schuldieners besitze. „Der Hauptfehler aber besteht im Singen bei öffentlichem Gottesdienst, da er nicht im Stand war, den Gesang gehörig anzufangen und auszuführen, sondern gar öfters ganz und gar verstummt und durch seine widrige Klangart, wenngleich der Gesang von jemand anderes recht und in der richtigen Melodie angefangen wird, irre machet und zum Stillschweigen zwinget." Die Regierung in Weilburg stellt es nun dem Schulmeister anheim, entweder die Stelle zu verlassen oder sich einen Vorsänger zu halten, gibt aber zu bedenken, daß er den Vorsänger bezahlen müsse und dadurch eine Schmälerung seines Einkommens erleide. Nun gewinnt der Schulmeister Adam den Dorlarer Schulmeister Walther als Vorsänger gegen eine jährliche Vergütung von sechs Gulden. Doch schon nach einigen Monaten verlangt dieser zwölf Gulden, andernfalls will er nicht mehr vorsingen. Da hat dann der junge Mandler, der Sohn des alten Schulmeisters, den Dienst als Vorsänger übernommen. In einem späteren Brief berichtet der Pfarrer, „daß in beiden Gemeinden keiner befindlich, der meines Wissens die nötige Kapazität hätte zum Vorsingen in der Atzbacher Kirche. Der neue Schulmeister Henrich Adam hat nun 14 Tage das Gesänge geführt, und ob er gleich viele Gesänge noch nicht singen kann, so hat er sich einige bereits bekannt gemacht, auch versprochen, im Klavier sich


AUG. 84
ATZBACH,
LANDSCHREIBERGASSE

unterrichten zu lassen. Wenn nun Eure Hochwürden in Gnaden geruhen wollten, demselben durch hohen Befehl ernstlich zu bedeuten, daß er diesem, seinem getanen Versprechen nachkommen und möglichsten Fleiß anwende, die gehörige Kapazität zu seinem Amte zu erlangen, so könnte man ohne Vorschreiben bis dahin Geduld mit ihm haben, widrigenfalls wüßte ich keinen besseren Vorschlag, als daß er dann an einen solchen Ort translokieret werde, wo keine Kirche ist, und er des Vorsingens überhoben würde."

Eine Versetzung Adams ist nicht erfolgt, jedenfalls hat er nach und nach die nötige „Kapazität erlanget". War er auch im Singen kein Meister, so ist noch heute zu erkennen, daß er eine vorzügliche Handschrift geschrieben hat. Dies geht aus den noch vorhandenen Quittungen hervor, auf denen er über den Empfang seiner Besoldung quittiert. Im Jahre 1761 macht er noch einmal eine Aufstellung seiner Besoldung. Sie zeigt neben der Genauigkeit des Inhaltes eine bewundernswerte Feinheit der Handschrift. Die Besoldung hat sich in den 80 Jahren seit 1684 noch nicht gebessert, auch die Wohnung im Backhaus ist noch immer so, „daß ein Schulmeister mit größter Gefahr und schlechtem Behelf" zu wohnen hat.

Im Jahre 1769 werden die Pfarrer wieder einmal an die Schulordnung von 1737 erinnert; besonders sollen sie darauf achten, daß die eine Bestimmung, nach welcher die Kinder auch nach ihrer Konfirmation den nächsten Winter gegen Entrichtung des halben Schullohnes die Schule besuchen sollen, beachtet wird. Bisher ist das nicht immer und nicht überall geschehen. Ein Jahr später kündigt der Superintendent Cramer eine Schulinspektionsreise an und bittet die Pfarrer, sich schon vorher überlegen zu wollen, wie den etwa eingerissenen Fehlern mit Nachdruck könnte abgeholfen werden.

Ein recht interessantes Schreiben des Superintendenten stammt aus dem Jahre 1773. Aus ihm erfahren wir, wie er sich überzeugt, was die Kinder im Schreiben und Rechnen leisten. Es trägt die Überschrift: „An die Schulmeister" und lautet folgendermaßen:

„Ein Christ läßt seine Frömmigkeit
benebst dem hoffenden Vertrauen
bei allerlei Gelegenheit
in Wort und Werken von sich schauen.
Das gebe uns der liebe Gott
und die wir lieben sein Gebot."

„Auf des hiesigen fürstlichen Konsistorii Gutbefinden ist Euch die Anweisung zu vorteilhafter Unterweisung der Jugend aus dem Kirchenkasten angeschafft und vor Jahr und Tag in der guten Absicht eingehändigt worden, daß ihr das in diesem kleinen Buch enthaltene Gute Euch nicht nur bekannt machen, sondern auch, soviel tunlich ist, in Eurer Schule einführen solltet. Was Ihr nun daraus gelernet und zum Nutzen der Kinder, die Eurer Lehre und Zucht anvertraut

sind, wirklich angewendet, das sollt Ihr pflichtmäßig zu Papier bringen, und das zwar nicht in Folio, auch nicht in Oktav, sondern in Quart, das ist in der Form welches gegenwärtiges Zirkularschreiben hat. Dabei sollt Ihr binden oder nähen eine Probe der Handschrift und Wissenschaft im Rechnen eines jeden Eurer Kinder, und zwar so, daß auf einer Seite die Schrift, auf der anderen Seite ein Exempel aus der Rechenkunst steht. Wer es kann, soll seinen Namen und die Jahreszahl mit lateinischen Buchstaben und Ziffern schreiben. Wenn nun Euere Bemerkungen aus obbelobtem Buch samt der Kinder Schreib- und Rechnungsproben fertig ist, wozu Euch vier Wochen Zeit gegeben wird, so habt Ihr mir dieselbe zuzuschicken. Auf diesen Brief setzt den Tag, da er Euch ist eingehändigt worden und schicket mir denselben mit erster Gelegenheit wieder. Bei einer über lang oder kurz, auch wohl unangemeldet und ganz unvermutet von mir vorzunehmender Schulvisitation werde ich unter anderem auch acht haben, ob und wie Ihr der Euch nicht nur angerühmten, sondern auch zu Händen gestellt und anbefohlenen guten Anweisung nachgekommen seid.

Gott geb ein Herz mit Zuversicht, erfüllt mit Lieb und Ruhe,
ein weises Herz, das seine Pflicht erkenn und willig tue.
Gott segne Eure Müh und Zucht und stärke Eure Kräfte,
erfreue auch mit reicher Frucht die täglichen Geschäfte.
O Freunde, scheut den Undank nicht, damit die Welt belohnet.
Auf Gott setzt Eure Zuversicht, der in dem Himmel wohnet.
Die viele zur Gerechtigkeit getreulich angewiesen,
die sollen auch zu seiner Zeit den Gnadenlohn genießen.
Das, was ich Euch hiermit gemeldt, besteht in wenig Bogen,
zur Aufsicht über Euch gestellt, verbleib ich Euch gewogen.

Johann Friedrich Cramer. Weilburg, den 11. Januar 1773".

Eine besondere Bedeutung dieses Schreibens liegt darin, daß wir zum ersten Male etwas von einem Buche hören, das dem Lehrer Anweisung zur vorteilhaften Erziehung der Jugend geben sollte, also die erste „Methodik des Unterrichts". Weiter bewundern wir die väterliche Art, mit der der Superintendent mit seinen Lehrern verkehrt, und ebenso interessant ist die Geschicklichkeit, mit der er Strophen aus Gesangbuchliedern und seine eigenen, sollen wir sagen dichterischen Ergüsse oder Reimereien, mit der Prosa seiner Verordnungen zu verbinden weiß.

Im Juni deselben Jahres gibt Cramer einen neuen Erlaß heraus, ebenfalls mit allerlei Reimen, Versen und guten Sprüchen geziert. Er verfügt darin, daß alle zur Kirche und Schule berufenen Diener und Lehrer, ohne sich an andere zu kehren, alle ersinnliche Mühe anwenden, auch alle ordentlichen Mittel und Wege einschlagen und gebrauchen, damit die Sommerschule wenigstens die zwei Monate, nämlich den gegenwärtig angefangenen Brach- und den nächstfolgenden Heumonat, des Tages ein bis zwei Stunden fortgesetzt und also die

Jugend, damit sie weder verwildere noch das Erlernte vergesse, in guter Übung und Zucht erhalten werde. Auch hier wieder eine Strafandrohung an alle säumigen Eltern, die ihre Kinder nicht zur Schule anhalten.

Noch eine wichtige Sache fällt in die Amtszeit des Schulmeisters Henrich Adam. Zum ersten Male hören wir etwas über die Versorgung der Witwen und Waisen der Schulmeister. Im Jahre 1776 wird im Herzogtum Weilburg eine „Schul-Witwen-Kasse" gegründet, und die Pfarrer werden angehalten, den Inhalt des Entwurfs der Satzungen ihren Schulmeistern, wo es nötig sein sollte, zu erklären und denselben die aus dem Beitritt für sie entspringenden Vorteile, zu Gemüte zu führen. Sodann soll der Pfarrer angeben, wie stark die Anzahl der Schulmeister sei, welche aus schuldiger Pflicht und Liebe zu den Ihrigen an diesem wohltätigen Institut teilnehmen wollen. Der erste Abschnitt des Entwurfs der Satzungen lautet: „Weil die Besoldung der Schulmeister in den fürstlichen Landen sehr verschieden und zum Teil sehr schlecht ist, gleichwohl aber die Billigkeit erfordert, daß man alle und jede Schulmeister an diesem Institut teilnehmen läßt, so müssen sie, um die Summe des Akzeß-Geldes (ein einmaliger Grundbetrag oder Eintrittsgeld) sowohl als auch des jährlichen Beitrags danach regulieren zu können, in drei Klassen aufgeteilt werden." Wer über 100 Gulden Einkommen hatte, zählt zur ersten Klasse, wer über 75 Gulden einnahm, zur zweiten, alle anderen zur dritten Klasse. Nach diesen drei Klassen waren dann auch die Eintrittsgelder und die jährlichen Beiträge gestaffelt. Die erste Klasse zahlte 15 Gulden Eintrittsgeld und 1 1/2 Gulden Jahresbeitrag, die zweite entrichtete 10 Gulden Eintrittsgeld und einen Gulden Beitrag fürs Jahr, während die dritte Klasse an Eintrittsgeld fünf Gulden und an Beitrag 45 Kreuzer zahlen sollte. Aus dieser Kasse sollten dann die Witwen und Waisen der Schulmeister unterstützt werden. Der Schulmeister Adam in Atzbach glaubt keinen Nutzen von der Kasse zu haben und ist deshalb nicht beigetreten. Er war zu der Zeit schon ein alter Mann. Seine Kräfte nahmen ab, und zu Ende der siebziger Jahre hat sich die Gemeinde um einen Nachfolger bemüht.

8. Die Schule unter Johannes Rühl (1779) 1780–1797 † 1817

Mit dem Frühjahr des Jahres 1779 scheinen die Kräfte des Schulmeisters Adam stark abgenommen zu haben, denn die Gemeinde will ihm einen Vikarius, einen Helfer, anstellen. Sie verhandelt mit dem jüngsten Sohn des Schulmeisters Walther in Dorlar. Doch hat dieser die Stelle nicht angenommen, „weil er bei dem Assessor von Bürgel, Fürstlichem Präsidenten in Kassel, bereits engagiert war und bei solchem auch wirklich als Bedienter stehet". Die Regierung in Weilburg überträgt nun die Stelle dem Schulkandidaten Johannes Rühl von Volpertshausen, dem Sohn des dortigen Schulmeisters. Die Gemeinde soll ihm 42 Gulden zahlen, außerdem „soll er von der Schulbesoldung erhalten ein und ein halbes Achtel Korn, das Grabgärtchen, den Genuß des Kirchhofs, die Schulscheiter und die Wohnung im Schulhaus. Wie nun der alte Schulmeister Adam die erst

benannten Stücke von seiner bisherigen Kompetenz dem Vikario Rühl zu überlassen hat, so hat dagegen die Gemeinde dem alten Schulmeister eine andere Wohnung, worin er die notwendige Bequemlichkeit findet, zu überlassen.

Wir lernen hier zum ersten Male den unwürdigen und unleidlichen Zustand kennen, daß der Stelleninhaber gewissermaßen auf den Tod seines Vorgängers warten mußte, da sich beide, wenigstens bis zu einem gewissen Grade, in das Einkommen teilen mußten. Jedenfalls waren die Einkünfte des Schulvikarius recht dürftig und zu seinem Unterhalt nicht ausreichend. Johannes Rühl hat Mittel und Wege gesucht, sein Einkommen zu vergrößern. Zunächst richtete er eine Bitte an die Gemeinde, ihm eine Beihilfe an Korn zu gewähren. Die Gemeinde schlug diese Bitte nicht ab, konnte aber auch niemand zwingen, eine Beihilfe zu entrichten. So entschloß sich Rühl, eine Besteuerung auf eigene Hand durchzuführen. Die Sache wurde durch die Ortsschelle bekanntgemacht, und dann konnte die Sammlung vorgenommen werden. Es war am 5. Januar 1780. Da ging der Schulvikarius Johannes Rühl am Nachmittag nach der Schule aufs Rathaus und legte eine Liste auf den Tisch. Die hatte er zu Hause schon angefertigt und recht fein geschrieben. Sie trug die Überschrift: „Erhebungszettel wegen einer freiwilligen Steuer vor den hiesigen Schulvikarius Rühl, was ein jeder dazu an Korn oder Gerst beitragen will. Den 5. Januar 1780 auf dem Rathaus erhoben." Darunter standen die Namen der 74 Bauern, die damals zur Gemeinde gehörten. Hinter jedem Namen waren zwei schmale Spalten; in die erste sollte die Zahl der Mesten, in die zweite die der Mäßchen eingetragen werden, die jeder Bauer spendete. Mit „der Feder in der Hand" saß er dann am Tisch und wartete. Über zweierlei hat sich der Schulvikarius an jenem kurzen Winternachmittag gewundert. Erstens über das gänzliche Ausbleiben von 31 Bauern. Mochte er noch so oft durch die trüben Scheiben auf die schneebedeckte Straße starren, nur 43 kamen, die anderen hielten die Sache für nicht so wichtig, sich damit zu befassen. Zweitens wunderte er sich über die geringe Menge der einzelnen Spenden. Wofür hatte er die vorderste Spalte eingerichtet? Nur einmal mußte er sie benutzen, als Johannes Tasch aus Haus Nr. 1 ihm eine Meste brachte, alle anderen Spenden waren geringer: zwei, vier, fünf oder sechs Mäßchen. Im ganzen kamen etwa 20 Mesten, also fünf Zentner, zusammen. Damit nun die Gemeinde ihn jederzeit erinnern konnte an diese Spende, und damit er aus ihr kein Recht abzuleiten sich jemals erkühne, mußte er folgendes Schriftstück ausstellen: „Da die Gemeinde Atzbach mir, dem zeitigen Schulvikarius Johannes Rühl, aus Gefälligkeit dieses Jahr aus der Gemeinde etwas an Frucht geschenket, so habe ich denselben, daß es heute oder morgen nicht zu einer Gerechtigkeit werden möge, hierdurch schriftlich attestieren und bezeugen wollen, daß besagte Gemeinde mir solche Frucht aus keiner Schuldigkeit, sondern aus Liebe und großer Gefälligkeit gegen mich auf mein Bitten geschenket habe, wie ich ihr dann auch dafür höflichen Dank sage und mich zu anderen Gegengefälligkeiten mit verbindlich mache. Folglich hat derjenige, der einmal nach mir

kommen sollte, nicht den geringsten Anspruch auf diese Frucht zu machen. Ein solches habe ich hierdurch dieser Gemeinde attestieren und versichern wollen. Atzbach, den 5. Januar 1780. Johannes Rühl, Schulvikarius."

Im November desselben Jahres wird dann „der alte Schulmeister Adam unter Beibehalt der früher schon geregelten Kompetenz pro emerito erklärt, d. h. pensioniert, und der Schuladjunktus Rühl unter Beibehaltung der gemachten Besoldungskomparation zum wirklichen Schulmeister erklärt". Einige Wochen später, im Dezember, ist der „alte Schulmeister Heinrich Adam" im Alter von 71 Jahren gestorben. Seine Frau überlebte ihn um zwei Jahre. Wo er geboren war, und wo er früher gelebt hat, ist nicht bekannt. Als er im Alter von etwa vierzig Jahren nach Atzbach kam, hatte er eine vierjährige Tochter, die erst 1820, unverheiratet, gestorben ist. Zwei jüngere Töchter sind nicht in Atzbach geblieben.

Johannes Rühl, der neue Schulmeister, war zu der Zeit, als er nach Atzbach kam, 24 Jahre alt. Im Jahre 1781 verheiratete er sich mit Maria Katharina Beppler aus dem Hause Nr. 50. Ihr Vater war Joh. Adam Beppler, und die Familie hieß mit dem Dorfnamen Arems, d. h. Adams. Ihr Bruder Johannes heiratete in das Haus Nr. 150, wo sich der Name Beppler bis heute erhalten hat, ihr Bruder Joh. Adam blieb im elterlichen Hause. Sie stammte also aus einer angesehenen und begüterten Familie. Rühl soll mit seiner Familie im Haus Nr. 154 gewohnt haben. Vielleicht war er nebenbei ein Bauer und hat auf die Lehrerwohnung im Backhaus verzichten können.

Im Jahre 1780 wurde der Seilersche Katechismus in den Nassauischen Landen eingeführt. Die Geistlichen des Amtes Gleiberg werden durch ein Schreiben des Fürstlichen Konsistoriums aufgefordert, „denselben auf eine kluge und vorsichtige Art in den Schulen einzuführen". Zugleich werden sie angewiesen, einige Exemplare für arme Kinder aus dem Kirchenkasten anzuschaffen. Aus der Art der Einführung dürfen wir schließen, daß die Leute auch damals einem neuen Schulbuch ziemlich ablehnend gegenübergestanden haben. Das Buch ist aber dann lange Jahre in den Schulen unter dem Namen „dr Saler" benutzt worden, und noch heute wird sich in manchem alten Haus in der Rumpelkammer ein solches Buch vorfinden.

Im Jahre 1781 „hat man es für dienlich erachtet, einige den Schulmeistern nützliche Bücher durch Herrn Pfarrer Stein zu Lützellinden anschaffen und in dasigem Amt zirkulieren zu lassen, um dieselben, besonders die Jüngeren darunter, ans Lesen und Denken zu bringen, möglichst aufzuklären und dadurch ihrer Schuljugend wahre Vorteile zuzuwenden." Die Pfarrer werden dann aufgefordert, „den Schulmeistern das nötige dieserhalb zu sagen, ihnen das Sauberhalten dieser Bücher bestens zu empfehlen mit dem Beifügen, daß ihnen keine Zeit zur Durchlesung derselben vorgeschrieben werde, nur sollen sie das Weiterschikken nicht vergessen, das Brauchbare daraus sich bemerken und schicklich benutzen. Die Bücher werden nach vollendetem Zirkel wieder nach Lützellinden

ATZBACH
BRUNNENGASSE 33
GWERT AUG. 1984

geschickt, woselbst sie nachher ein jeder Schulmeister, auch Schulkandidat dasigen Amtes gegen einen Schein aufs neue zu weiterem Gebrauch auf einige Zeit abholen kann. Abschläglich sind aus jedem Kirchenkasten 18 Kreuzer zu diesem Behuf (?) an gemeldeten Herrn Pfarrer Stein zu senden, als wozu Fürstliches Konsistorium seine Einwilligung längst schon gegeben." In dieser Einrichtung erkennen wir die ersten Ansätze zu einer Bücherei für die Lehrer, und was wir heute Kreis-Lehrer-Bücherei nennen, war also schon vor 150 Jahren in seinen ersten Anfängen vorhanden.

Ein Jahr später wird ein von dem Weilburger Buchdrucker Kremer gedruckter Psalter empfohlen, von dem das Stück acht Kreuzer kosten soll. Auch hiervor sollen aus dem Kirchenkasten ein oder mehrere Stücke angeschafft werden, und „diese sofort entweder an arme Schüler oder an fleißige als Prämie gegeben werden".

Im Jahre 1784 (wie auch in späteren Jahren noch öfter, durchschnittlich alle drei Jahre) macht der Superintendent von Weilburg eine Kirchen- und Schulvisitationsreise. In einem Rundschreiben kündigt er allen Pfarrern und Schulmeistern sein Kommen an. Er will durch diese Visitation „die eigentlichen Kenntnisse der Schulkinder und den Fleiß ihrer Lehrer zuverlässiger beurteilen können". Am 7. Juni reist er in Weilburg frühmorgens ab, dann besucht er nacheinander die Orte Dutenhofen, Garbenheim, Dorlar, Atzbach, Kinzenbach, Krofdorf, Salzböden, Odenhausen, Wißmar, Launsbach, Lützellinden, Hörnsheim, Dornholzhausen, Niederkleen, Klein-Rechtenbach, Volpertshausen, Vollnkirchen, Reiskirchen und Niederwetz. Um die Schulen und Kirchen dieser 19 Dörfer zu besuchen, braucht er 15 Tage. Bei der Ankündigung bittet er die Pfarrer, darauf zu achten, daß die Schülerverzeichnisse und Probeschriften in Ordnung sind. Die Kirchenältesten sind eingeladen. Auch bittet er, die Kosten seiner Bewirtung aufs möglichste zu vermindern. In Atzbach fand die Prüfung am 10. Juni, nachmittags 2 Uhr, statt. Sie verursachte der Gemeinde drei Gulden Unkosten, außerdem erhielten die Schulkinder für einen Gulden und dreißig Kreuzer Weck.

9. Die Einkünfte der Schule im Jahre 1787

Der Schulmeister Johannes Rühl hat wieder einmal ein genaues Verzeichnis der Einnahmen seiner Schulstelle angefertigt. Es geschah dies im Jahre 1787, also rund hundert Jahre später, als Johann Georg Schmidt eine Aufstellung seiner Einnahmen machte. Um die beiden miteinander vergleichen zu können, setze ich auch die Rühl'sche Aufstellung hierher. Nach seiner Rechnung bestand die Atzbacher Schulbesoldung oder die mit dem Amt verbundenen Rechte aus folgenden 27 Punkten:

„1. Aus der Gemeindekasse jährlich 8 Gulden 6 Kreuzer.
2. Von derselben für Orgelbesoldung 10 Gulden.

3. Vor Baumöl zur Uhr und Glocken 1 Gulden. (Weil es zu wenig und das Baumöl sehr teuer, hofft man auf einen Zusatz.)
4. Aus dem Atzbacher Kirchenkasten 4 Gulden 15 Kreuzer.
5. Aus demselben, vor das Opfersäcklein zu tragen, 54 Kreuzer.
6. Aus dem Opfersäcklein, wann Komunion ist, 2 Kreuzer.
7. Der Dorlarer Kirchenkasten zahlt jährlich 2 Gulden 6 Kreuzer.
8. Von 4 1/2 Gulden Kapital, so Ludw. Mank gelehnt, 13 Kreuzer 2 Pfennig.
9. Von 2 1/2 Gulden Kapital, so Philipp Dött 1705 gestiftet, 7 Kreuzer 2 Pfennig. (Da dieses bei einem Pfarrkapital ausgelehnt ist, bezahlt ein zeitiger Herr Pfarrer.)
10. Von jedem Schulkind 27 Kreuzer.
11. Von jedem Haus drei Kreuzer Rauchgroschen, wovon keins ausgenommen ist als das herrschaftliche Amtshaus.
12. Aus dem Kirchenkasten dahier vor jeden armen Schüler 30 Kreuzer.
13. Acht Achtel vier Mesten Korn, welches durch den Bürgermeister und Schütz auf Martini in dem Schulhaus erhoben wird, ohne daß die Schule davor etwas zu geben hat.
14. Von einer Kindtaufe einen Kuchen und einen halben Schoppen Branntwein, auch an dessen statt 8, 10 bis 12 Kreuzer.
15. Von einer Kopulation 24 Kreuzer.
16. Von einer Leiche 20 Kreuzer und einen Laib Brot, der wenigstens 6 Pfund wiegen muß.
17. Ein jedes Kind muß von Michaelis bis den 1. Mai täglich zwei Scheiter zur Schule bringen. Was übrig ist, hat jeden Tag der Schulmeister zu benutzen.
18. Das Losholz oder Klafterholz mit dem Abgefälle.
19. Den Kirchhof zu seinem Vorteil zu benutzen.
20. Ein Gärtchen in der Niederaugasse zu benutzen.
21. Ein Los Heu und Grummet auf der Gänsweid.
22. Desgleichen ein Los Heu und Grummet auf dem gemeinen Loh, auf der Gemeinde, auf beiden Stix und dem gemeinen Weg in der Kahn.
23. Ein Acker, das Biebesteil genannt, so ein Viertelmorgen halten soll.
24. Hat er sein Vieh frei, auch von Kontribution, von Kuh und Schwein muß ein Schulmeister den Hirtenlohn bezahlen.
25. Hat ein zeitiger Schulmeister dem Herkommen nach allen gemeinen Nutzen zu beziehen, er mag bestehen, worin er will, soviel als ein Gemeindeglied, diesen aber frei, ohn' der Gemeinde etwas davor zu geben.
26. Ist ein Schulmeister von allen gemeinen und Amtsdiensten frei, z. B. Wegmachen, Mastschwein hüten, Tuchwachten, Backofenanheizen, Faßelochs oder etwas zu dessen Unterhaltung beitragen, und wie sie immer Namen haben mögen, hat ein solcher nichts beizutragen.
27. Hat die Schul in der Kirch einen Weiberstuhl neben dem Pfarrstuhl nächst dem Altar ganz und so wie die Pfarr zu benutzen."

Diese Aufstellung ist am 27. September 1787 in Gegenwart des Herrn Amtmanns Petsch, des Herrn Amtsassessors Schäfer, des Amtsregistrators Schmidtborn und des Amtsschreibers Graß verlesen und geprüft worden. Zugegen waren auch Johannes Feiling als Schultheiß, die beiden Vorsteher Georg Wilhelm und Georg Velte und der Schulmeister. Nun wurde ein Punkt nach dem anderen verlesen; die Vertreter der Gemeinde hatten folgende Einwendungen zu machen:

Zu Punkt 3: „Bei dem, was vor Baumöl zur Uhr und zu den Glocken herkömmlich wäre, müsse es sein Bewenden behalten." Ob also der eine Gulden zur Beschaffung des Öles ausreicht oder nicht, der Schulmeister hat die Uhr und die Glocken, wie es an einer anderen Stelle heißt, „in guter Schmier" zu halten.

Zu Punkt 16: „Die eigendliche Gebühr von einer Leiche besteht in 15 Kreuzern bar nebst einem Laib Brot, dessen Gewicht bisher nicht bestimmt war. Gewöhnlich wiegt ein Laib Brot fünf, manchmal auch sechs Pfund. Was jemand über diese 15 Kreuzer hinaus zahlt, ist blos freier Wille."

Zu Punkt 18: Das Losholz oder vielmehr seine Quantität hängt lediglich davon ab, was hierunter in der Gemeinde jährlich ausgegeben werde. Sooft dies geschieht, bekommt ein Schulmeister jedesmals sein Anteil wie ein anderer Gemeindsmann.

Zu Punkt 21: Grummet werde auf der Gänsweid nie gemacht, ansonsten der Schulmeister allerdings daran sein Anteil haben müßte.

Zu Punkt 22: Das Grummet auf dem gemeinen Loh pp. werde gewöhnlich verkauft und der Erlös zu gemeinen Schulden verwendet. Würde es aber in Natura verteilt, so bekommt der Schulmeister ein gemeines Los.

Zu Punkt 24: In der Kontribution habe eine Schulmeister nur eine Kuh, als so viel er auf dem Schulgut halten könne, frei gehabt, und dabei müßten sie es auch belassen, ob sie es gleich, wenn auch der Schulmeister zwei halte, bei dem Aufschreiben, solange die Gemeinde nicht widerspräche, so genau nicht nehmen und beide kontributionsfrei passieren lassen wollten.

Zu Punkt 26: Tuchwachten sei kein gemeiner Dienst und inkumbiere jeden, welcher Tuch auf der Bleiche habe.

Bei allen übrigen Punkten wußte die Gemeinde nichts auszusetzen. Auch Rühl weiß vorläufig gegen die Erklärung des Gemeindevorstands nichts zu erinnern, behält sich jedoch vor, dasjenige, was ihm als zu seinem Amt gehörig ferner bekannt werden sollte, später noch anzuzeigen. Nachdem ihm am 22. Oktober die Gemeinde erlaubt hat, zwei Kühe und ein Rind kontributionsfrei zu halten, ist die Besoldungsangelegenheit endgültig geregelt, und beide Teile sind damit zufrieden.

Über Rühls weitere Tätigkeit als Lehrer liegen keine Nachrichten mehr vor, und wir könnten uns nun schon seinem Nachfolger zuwenden. Doch hören wir vorher noch etwas über seine Familie und seinen Weggang von Atzbach. Als Rühl nach Atzbach kam, war sein Vater Schulmeister in Volpertshausen. Dieser war 1784 als Lehrer nach Niederkleen gegangen und hatte etwa 1795 wegen Altersschwäche einen Schulvikarius erhalten. Dieser Schulvikarius war der Sohn des Schulmeisters aus Freienfels bei Weilburg, Johann Ludwig Schmidt. Als nun im Jahre 1797 der alte Schulmeister Rühl in Niederkleen starb, bekam sein Sohn Johannes, der Atzbacher Schulmeister, die Stelle in Niederkleen, und der dortige Schulvikar Schmidt kam nach Atzbach. Johannes Rühl hatte bei seinem Wegzug noch drei Kinder. Zwei waren im Jahre 1790 gestorben, ein Sohn im Alter von vier, eine Tochter im Alter von zwei Jahren. Ein weiterer Sohn starb 1804, 14 Jahre alt, eine Tochter 1805 im Alter von 22 Jahren.

So blieb ihm nur sein 1793 geborener Sohn Johann Friedrich, der auch Schulmeister wurde und 1817 eine Margarethe Lang aus Groß-Rechtenbach heiratete. Rühls Frau starb schon 1803, er selbst lebte bis zum Jahre 1817; am 23. November dieses Jahres ist er kurz vor Vollendung seines 62. Lebensjahres in Niederkleen gestorben.

10. Die Schule unter Johann Ludwig Schmidt, 1797–1843 † 1845

So kommen wir nun zu dem letzten Schulmeister der nassauischen Zeit, der dann noch lange Jahre unter preußischer Herrschaft an der Atzbacher Schule gewirkt hat, zu dem schon genannten Johann Ludwig Schmidt. Die Atzbacher Gemeinde hat sein Hausgerüst auf Kosten der Gemeinde holen lassen. Sie zahlt dem Zollbereiter Velte für diese Fahrt 5 Gulden 40 Kreuzer. Schmidt war damals 24 Jahre alt. Drei Jahre später verheiratete er sich mit Kath. Marg. Hellhund, der Tochter des Schulmeisters in Volpertshausen.

In die ersten Amtsjahre des Schulmeisters Schmidt fällt ein für die Schule wichtiges Ereignis, die Einführung des ersten Lesebuchs. Früher waren alle Leseübungen entweder in der Fibel oder in der Bibel gemacht worden. Der märkische Edelmann Eberhard von Rochow hatte neben anderen Büchern für die Schulen im Jahre 1776 das erste Lesebuch herausgegeben unter dem Titel: „Der Kinderfreund, ein Lesebuch zum Gebrauche in Landschulen". Es sollte nach Rochows Meinung die Lücke zwischen Fibel und Bibel ausfüllen, denn er schrieb an den damaligen Minister Zedlitz: „Die Fibel ist zu dünn und die Bibel zu klug für kleine Bauernkinder zum Lesebuche." Die Lesestücke waren von Rochow selbst verfaßt. Meistens waren es moralisierende Stücke, es fanden sich aber auch Gebete, Sprüche und realistische Sachen darin vor. „Der Inhalt war leicht verständlich, und dadurch sollte die Lust zum Lesenlernen geweckt werden. Durch Erfragen des Inhalts wurden Aufmerksamkeit, Sprechkraft und Verstand

der Kinder gefördert, der moralische und realistische Inhalt sollte zu christlichen Tugenden anleiten und die gemeinnützigen Kenntnisse erweitern."

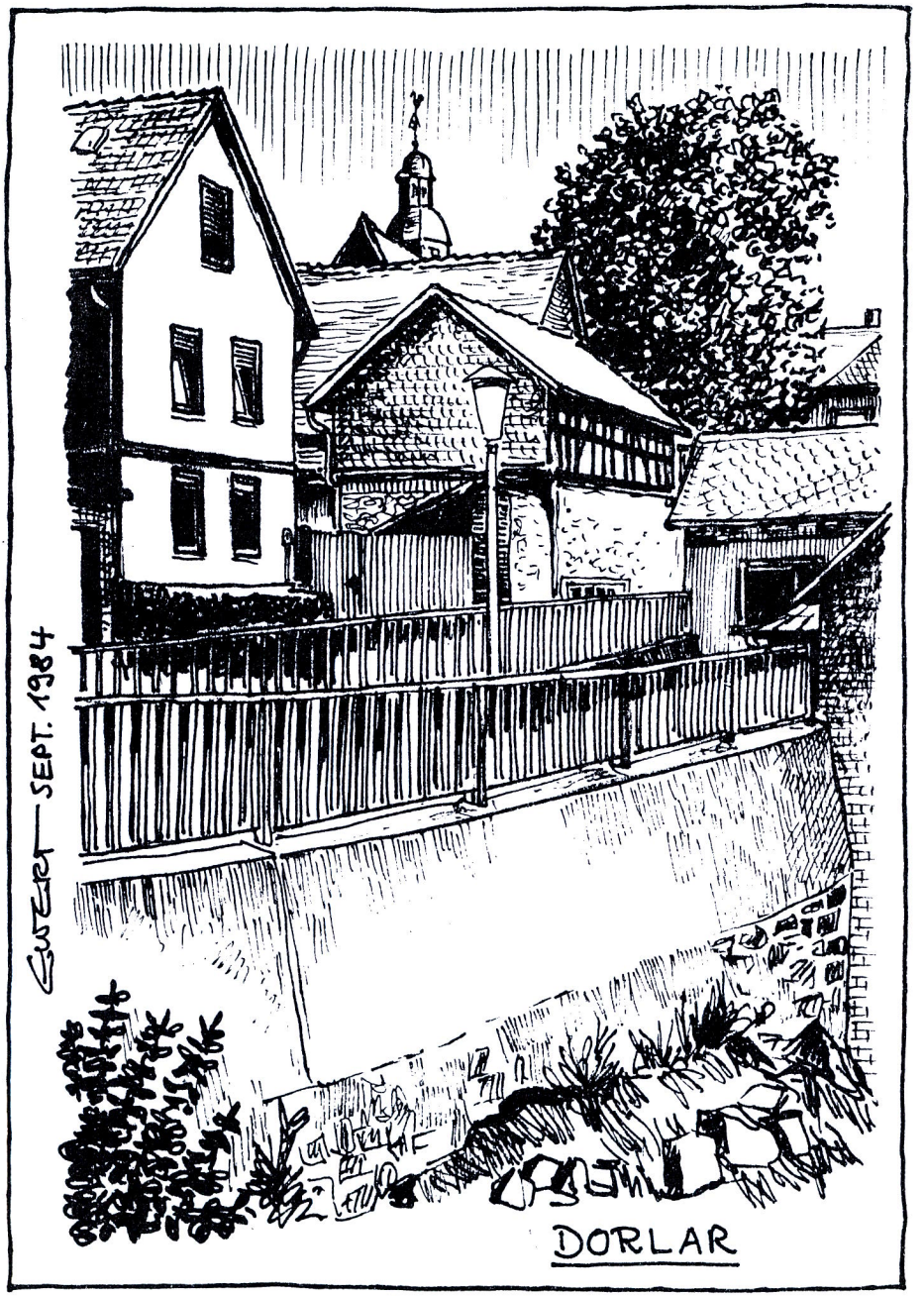
Dies Buch war nun schon 26 Jahre alt, als man beschloß, es auch in den Schulen des nassauischen Landes einzuführen. Der Superintendent Müller in Weilburg schreibt darüber an die Pfarrer folgendes: „Die bereits seit mehreren Jahren in vielen Schulen glücklich versuchte Einführung des Rochowschen Kinderfreundes hat höheren Orts soviel Beifall gefunden, daß von diesem Buche auf Kosten des Kastens, wo es noch nicht gebraucht worden ist, 2–3 Exemplare gekauft werden sollen."

Auch über die Zahl der nötigen Stücke möchte er Auskunft haben und gibt zum Schluß Anleitung zum Gebrauch des Buches, wenn er schreibt: „Übrigens werden die Schulmeister anzuweisen sein, daß sie in jeder Woche 2 Stunden dieser Lektion widmen, aber nicht zu viel auf einmal und nichts unerklärt lesen lassen sollen. Wenn sie sich selbst gehörig vorbereiten, hierauf den Kindern zuerst ein Stück vorlesen, sodann dasselbe von den Kindern wiederholen lassen, und die Erwachsenen ans Erzählen gewöhnen wollten, so müßte wenigstens etwas Gutes dadurch gestiftet werden."

Dieser „Kinderfreund" ist dann etwa 50 bis 60 Jahre in der Atzbacher Schule, wie auch in sehr vielen anderen, benutzt worden, und als andere Lesebücher an seine Stelle getreten waren, wurden auch sie noch immer mit dem Namen des ersten Lesebuches, „Kinderfreund" genannt.

Im Jahre 1805 wird wieder einmal festgestellt, „daß die in alten Zeiten verordnete Haltung der Sommerschule auf dem Lande wieder sehr vernachlässigt worden und auf vielen Orten ganz in Abgang gekommen ist". Zum Schluß wieder eine Verordnung, die Sommerschule streng durchzuführen, und auch in der „strengen Erntezeit" soll täglich wenigstens eine Stunde Schule sein. 1820 berichtet Pfarrer Schellenberg an den Superintendenten, „daß die Sommerschule von den beiden Lehrern in Dorlar und Atzbach verordnungsgemäß Vor- und Nachmittags gehalten, und die vergönnten achtwöchigen Ferien mit je 8 oder 14 Tagen in die Heu-, Frucht- oder Kartoffelernte oder bei sonstigen dringenden Feldarbeiten eingeteilt worden sind".

In der Schmidtschen Amtszeit hören wir zum ersten Male etwas von der Einteilung der Schulklassen in Abteilungen und von einem Stundenplan. Obwohl diese SAche, streng genommen, nicht mehr unter unsere Überschrift gehört, soll sie hier noch Platz finden, da ich die Ereignisse aus der Zeit des Lehrers Schmidt nicht auseinanderreißen möchte. Die genannte Verfügung, ein Schreiben des Superintendenten an die Pfarrer, entstammt dem Jahre 1836. Danach ist es zum Gedeihen einer jeden Schule unerläßlich, „daß der Unterricht nach einer gewissen Ordnung erteilt werde, mithin demselben ein bestimmter Lehrplan zugrunde liege". Bisher ist das nicht immer und überall geschehen. Und nun


GUSTERA — SEPT. 1984
DORLAR

wird die Schule in drei Abteilungen eingeteilt, Unter-, Mittel-und Oberstufe. Zu jeder Stufe gehören im allgemeinen drei Jahrgänge. (Damals gingen die Kinder neun Jahre zur Schule.) Es liegt dann auch ein Stundenplan bei. Der Lehrer hat wöchentlich 30 Unterrichtsstunden zu erteilen. In 18 Stunden unterrichtet er die Ober- und Mittelstufe zusammen, in 6 Stunden die Ober- und Unterstufe, und in 2 Stunden hat er die Unterstufe allein. Die Oberstufe erhält also 24, die Mittelstufe 22, die Unterstufe 12 Stunden Unterricht. Auf die einzelnen Fächer entfallen in der Oberstufe auf Religion 6, auf Rechnen 6, auf Schönschreiben 4, auf Orthographie und Aufsatzschreiben 2, auf Lesen 2, auf Singen 2, auf Geschichte und Erdkunde zusammen 1, auf Naturgeschichte eine Stunde. In der Mittelstufe sind es in Religion 6, in Rechnen 6, in Schönschreiben 4, in Lesen 4 und Singen 2 Stunden. Die Unterstufe hatte 2 Stunden biblische Geschichte, 2 Stunden Rechnen und 8 Stunden Lesen. Damit war, anscheinend zum ersten Male, ein fester Stundenplan für unsere Schulen vorgeschrieben.

An irdischen Gütern hat der Lehrer sicherlich keinen Überfluß, wahrscheinlich öfters Mangel gehabt. Im Jahre 1813 macht er eine Aufstellung seiner Einnahmen, die noch immer auf derselben Höhe war wie bei seinen Vorgängern. Er berechnet seine Einnahmen auf 65 1/2 Gulden, wozu noch 10 Achtel Korn kommen. Auch ist er noch in den „Genuß" eines Grundstückes gekommen, welches aber allem Anschein nach nicht viel Ertrag lieferte, denn er schreibt: „An Grundstücken ein kleines Grasgärtchen, welches jemand im Zorn der Gemeinde geschenkt hat." Dreizehn Jahre später errechnet der Pfarrer, der die 10 Achtel Korn mit 50 Gulden bewertet, ein Einkommen von 122 Gulden, also etwa 7 Gulden mehr als 1813. Rechnen wir diese Guldenzahl in Taler um, nach denen damals auch schon gerechnet wurde, so ergibt sich ein Einkommen von etwa 73 Talern. 1819 hatten etwa 45 Prozent aller preußischen Landschullehrer ein niedrigeres Einkommen als der Lehrer in Atzbach, 55 Prozent ein höheres. Die Atzbacher Stelle stand also in bezug auf Besoldung etwas unter dem Durchschnitt.

Unter diesen Umständen hat der Lehrer Joh. Ludwig Schmidt seinen Dienst versehen, Jahr um Jahr, länger als irgendeiner seiner Vorgänger. Sieben Söhne und eine Tochter hat er heranwachsen sehen. Auch Leid ist ihm nicht erspart geblieben. Nach 26jähriger Ehe starb seine Frau, 50 Jahre alt. Von seinen acht Kindern zählte das Jüngste damals erst fünf Jahre. Sechs Jahre später, 1832, starb sein Sohn Wilhelm, 22 Jahre alt, in Potsdam, wo er als Soldat bei dem Regiment Gardedukorps diente, und 1836 wurde sein Sohn Ludwig im Alter von 30 Jahren auf einer Reise von Frankfurt nach Gießen durch einen plötzlichen Tod hinweggerafft. Ein weiterer Sohn (Christian) starb 1854, 37 Jahre alt, in Atzbach. Er war nicht verheiratet. Von drei übrigbleibenden Söhnen Schmidts ist nicht viel bekannt. Einer, Philipp, heiratet 1837 Kath. Marg. Becker und wanderte dann nach Amerika aus. Die beiden anderen, Friedrich und Heinrich, sind nicht in Atzbach gestorben. So bleiben dann nur noch zwei Kinder Schmidts, die in Atz-

bach blieben, Luise, die 1898 im 90. Lebensjahr als Witwe des Adam Feiling starb, und Friedrich Wilhelm, der jüngste, der 1894 im Alter von 73 Jahren gestorben ist. Beide haben noch in Atzbach Nachkommen.

Der Schullehrer Johann Ludwig Schmidt hat 46 Jahre den Dienst an der Atzbacher Schule versehen. Noch in den letzten Jahren erbaute er sich ein eigenes Haus, das noch heute von seinen Nachkommen bewohnt wird. Im Jahre 1843 wurde er pensioniert, zwei Jahre später starb er im Alter von 72 Jahren.

Damit sind wir am Ende unserer Betrachtung angelangt, und wir haben in der Geschichte unserer Schule zugleich ein bedeutendes Stück unserer heimatlichen Geschichte kennengelernt. Waren auch damals die Ziele der dörflichen Schularbeit nicht so vielseitig und so weit gesteckt als heute, so sehen wir doch, daß man auch damals schon mit der Zeit fortschritt und die Schule immer zu verbessern suchte.

Wie entstand unsere Heimat?

Historisch-geologische Erzählung

Von H. O. Müller und A. Laudenbach

3. Folge

Betrachten wir nun die Natur, wie sie sich vor etwa 70 Millionen Jahren einem Beobachter dargeboten hätte.

Der Geologe nennt diese Zeit „Terziär".

Das vor dem Terziär liegende Erdzeitalter wird „Kreide" genannt. Die obere Grenze seiner weichen weißen Ablagerungen, die ursprünglich gänzlich waagrecht lagen, zeigt deutlich den Übergang zu den andersartigen Ablagerungen des Terziär.

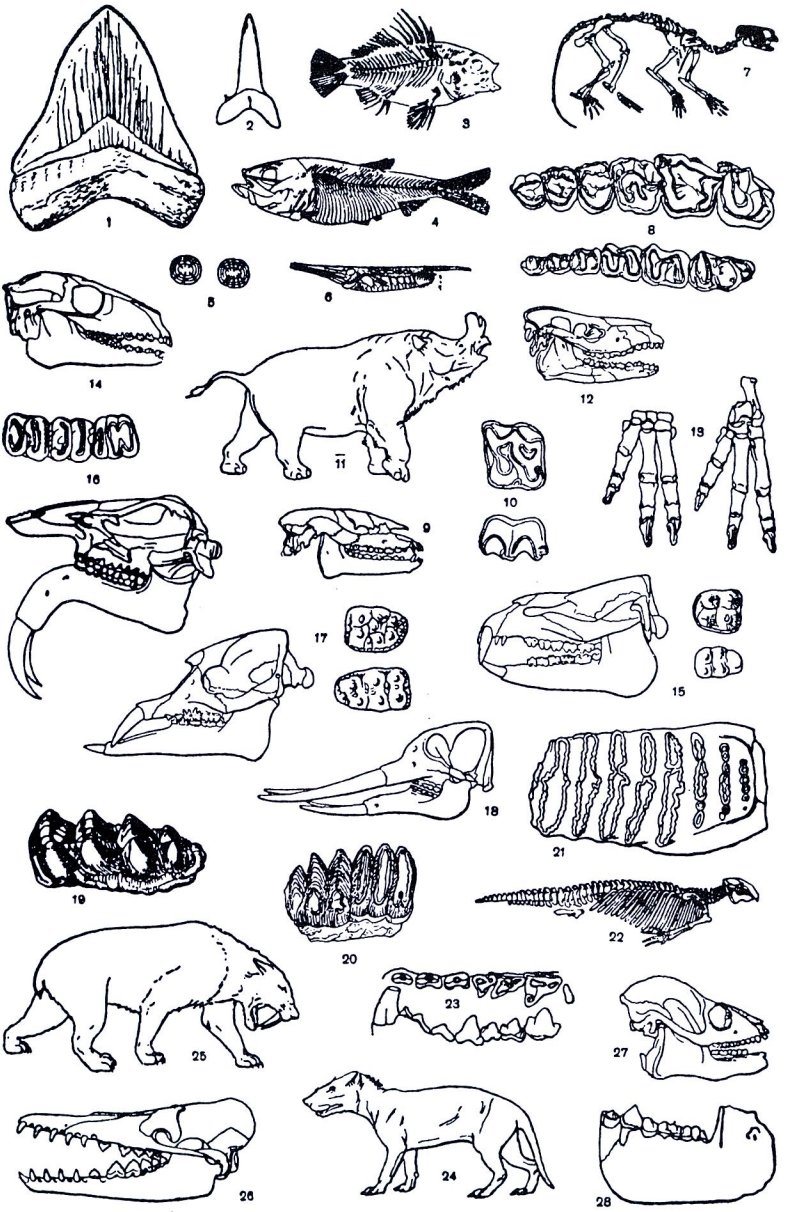
War die „Kreide" noch eine überaus ruhige Erdzeit mit gemäßigtem Klima, warmen, lebensüberquellenden Flachmeeren riesiger Ausdehnung und eisfreien Polen, brachen nun, im Terziär, Zeiten ein, die vom Rückzug der Meere, Regressionen genannt, und dem allmählichen Rückgang der Durchschnittstemperaturen geprägt waren. Auf den Erdpolen bildeten sich wieder Eiskappen, die ständig größer wurden und den Meeren Wasser entzogen. Dieser Vorgang dauerte Millionen von Jahren.

Obwohl durch die lange währende Abtragung bedeutend niedriger geworden, traten nun die Landflächen der „Allemannischen Insel", der Mitteldeutschen Schwelle und die aufgeschütteten Zwischenräume wieder größtenteils zutage. Sie bildeten mit ihrem fruchtbaren Schwemmland den Nährboden für eine sich langsam verändernde Pflanzenwelt.

In unserer Heimat trat der im **Perm** entstandene Meereskanal (Sinclinale) vom Nordmeer zum Mittelmeer nun wieder ganz in Erscheinung und blieb über Äonen hinweg bestehen. Er veränderte seine Ufer ständig, hinterließ Seenzonen und vernichtete sie später wieder.

Im mittleren Terziär setzte dann in unseren Breiten eine allgemeine Landhebung ein. Aus den zurückbleibenden höher gelegenen Seen bildeten sich mit der Zeit Moore. Abfließende Wassermassen kerbten das Land tief ein, spülten den Erosionsschutt in die Meereswannen, die mehr und mehr verflachten.

In den hoch gelegenen Zonen waren schon die Wurzeln der devonischen Gebirge freigelegt, während in den Meeresrinnen und Tälern die klastischen Trümmer und Sande über die mächtigen Rot- und Buntsandsteinschichten geschwemmt wurden. So auch in der Wetterau, die ein Relikt aus jener Zeit ist.



Tertiär

1. *Carcharodon megalodon*, Haifisch, Miozän. 2. *Lamna contortidens*, Haifisch, Mittleres Miozän. 3. *Lates heberti*, Knochenfisch, Unterstes Tertiär. 4. *Clupea ventricosa*, miozäne Heringsform. 5. *Meletta sardinoides*, Schuppen, Oligozän. 6. *Amphisyle heinrichi*, häufig im Alttertiär.

Heiße Quellen und Dämpfe strömten aus der Verwerfungszone zwischen dem Meereskanal und dem Devon-Gebirgssockel; Wasser, aufgeheizt durch die vulkanischen Plutone in den unergründlichen Tiefen unter den Trias-Strukturen. Diese Verwerfungszone verläuft mitten durch Gießen. Sie wird markiert durch eine Reihe von später entstandenen vulkanischen Durchschüssen, wie den Münzenberg, den Obersteinberg, den Schiffenberg, den Hangelstein und weiter die Lumda hinauf, die etwa über ihrer Linie verläuft.

Auf einem Seitenriß entstanden der Gleiberg und der Vetzberg.

Die Verwerfungszone wird begleitet von gebankten Kalken und Riffen, die in ruhigen Zeiten entstanden und in verschiedenen Horizonten eingelagert sind.

Das Kalksteinwerk bei Nieder-Kleen baut ein solches Riff ab. Der Sechseck-Basalt der vulkanischen Durchschüsse wird bei Holzheim abgebaut.

Das bedeutendste Ereignis in unserer Heimat war die Entstehung des größten Vulkanes in Mitteleuropa, des sogenannten Vogelsberges, dessen Basaltmagma in vier großen Schüben aus den Spalten des Nord-Süd-Risses im Meereskanal quoll.

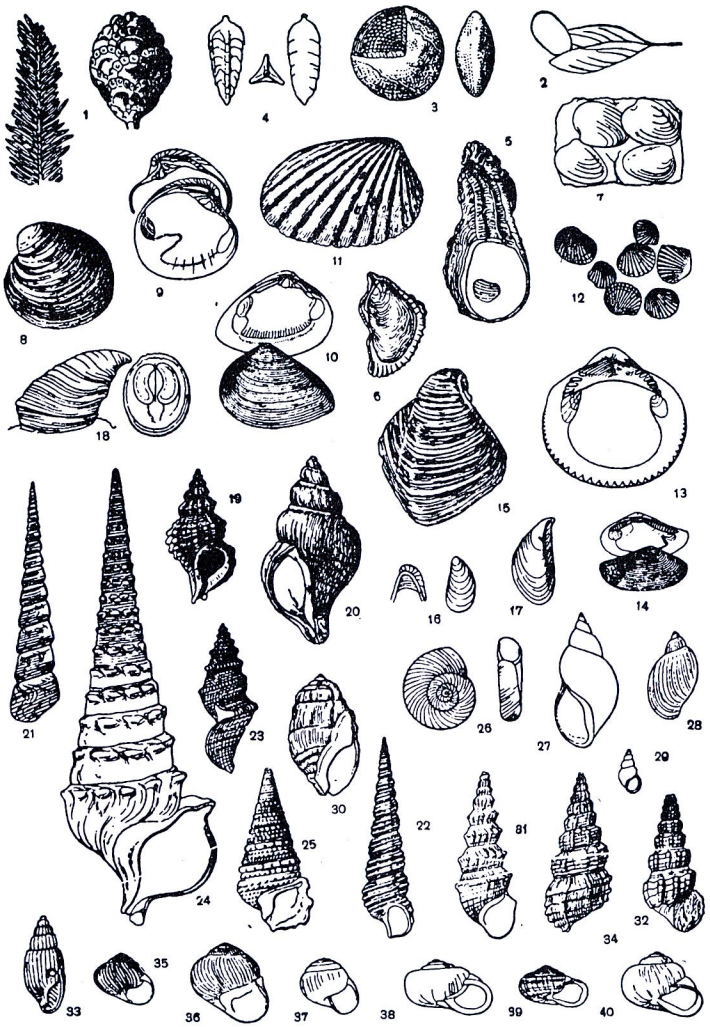
Paläozän, Eozän und Oligozän

palaios, griechisch = alt
Eos, griechisch = Morgenröte
oligos, griechisch = schwach

Können Sie sich vorstellen, wie lange ein Fluß braucht, um eine mehrere hundert Meter tiefe Schlucht auszuwaschen und Millionen Kubikmeter aufgelöstes Gestein über den nächsten Meeresboden auszubreiten? Oder wieviel Zeit vergehen muß, bis eine feste Landoberfläche so tiefgründig verwittert ist, daß der Sturm sie als Staub und Sand davonblasen und ganze Talbecken damit auffüllen kann?

Wie lange dauert es bis ein Sumpfgebiet über hundert Meter zusammengepreßte Bio-Masse produziert hat, aus der durch Überschüttung Braunkohle wird? Mit welcher Kraft wurden Gebirgsstöcke uralter Entstehung auseinandergezerrt und verkippt, damit dazwischen ein Graben von zweitausend Meter Tiefe entstand? Dies sind nur einige der Vorgänge, denen wir im Terziär auf Schritt und Tritt begegnen.

Über die Zeitspanne von einem deutlich erkennbaren Ablagerungswechsel zum nächsten hat man heute durch relativ exakte Messungen schon ziemlich genaue Vorstellungen gewonnen. Das Terziär währte zum Beispiel 65 Millionen Jahre. Die gewaltigen Kräfte jedoch, die die Bewegungen der Erdschollen verursachen, oder die Gebirge auffalten, sind noch nicht meßbar.



Tertiär

1. *Taxodium distichum miocaenicum*, miozäne Sumpfzypresse, Braunkohlenpflanze, mit Zapfen. 2. *Podogonium knorri*, Blatt und Frucht, Miozän, Randeck. 3. *Nummulites perforatus*, charakteristische Foraminifere des Eozän. 4. *Clavulina szaboi*, charakteristische Foraminifere im Oligozän. 5. *Ostrea crassissima*, Miozän, 1:10. 6. *Ostrea flabellula*, Eozän. 7. *Cyrena convexa*, Eozän. 8. *Cytherea incrassata*, von außen, Oligozän. 9. *Cytherea incrassata*, beide Schalen von innen. 10. *Mactra podolica*, sarmatisch, Wiener Becken. 11. *Cardita crassicosta*, Miozän. 12. *Cardium sociale*, brackische Herzmuschel, Mittleres Miozän. 13. *Pectunculus obovatus*, von innen, Oligozän. 14. *Leda deshayesi*, Mittleres Oligozän, 1 : 3. 15. *Congeria subglobosa*, Miozän. 16. *Congeria brardi*, Miozän. 17. *Dreissensia claviformis*, Mittleres Miozän. 18. *Hipponyx cornucopiae*, Gastropode mit festgewachsenem Deckel, Eozän. 19. *Triton flandricus*, Oligozän. 20. *Fusus (Chrysodomus) contrarius*, Pliozän (Crag). 21. *Turritella edita*, umgekehrt getreppt,

Im Süden ging ununterbrochen die Auffaltung der alpiden Gebirgszüge weiter, während sich gleichzeitig gewaltige Schuttströme ringsum in die Ebenen ergossen. Ihr unvorstellbares Gewicht brachte das Gitternetz der alten Erdrisse wieder in Bewegung und riß den alten, im Perm gebildeten Bruch vom Nordmeer zum Mittelmeer auseinander. Er führte, kaum 50 Kilometer breit, aber sehr tief, unter dem noch nicht vorhandenen Vogelsberg hindurch, über die Wetterau in das Binnenmeer des Mainzer Beckens und verschwand unter den Überschüttungen der Westalpen. Im Norden durchzog der Riß die Restmeere vor den Mittelgebirgen und tauchte unter die Ablagerungen des **Jura** und der **Kreide**. Ein zweiter langer Riß durchschnitt das Rheinische Schiefergebirge. Unsere Heimat war samt den Bergwelten der Mitteldeutschen Schwelle in sanfter Hebung begriffen. Dagegen senkte sich die limnische Wasserwelt nördlich der Mittelgebirge langsam ab. Dort entstanden Moore von provinzialer Größe. In ihnen gedieh eine üppige Vegetation - ein Hauptbestandteil dieser Flora war der Sequoia-Baum, ein Sumpfbaum. Die Sequoia galt bis vor ein paar Jahren als ausgestorben, wurde jedoch in China wiederentdeckt.

Die Moore wurden schließlich überschüttet und es entstand Braunkohle. Die Braunkohlelager unserer Heimat sind demnach auch ein Produkt der Überlagerung von Sedimenten des Terziär. Sie liegt unter vielen Talauen von wenigen Zentimetern Dicke bis zu mehreren Metern Mächtigkeit. Die Lager, die bei Wölfersheim abgebaut werden, sind weithin bekannt, aber vielerorts lohnt sich der Abbau nicht, da die Kohle stark mit Sand vermischt ist und so wie sie ansteht nicht brennt.

Stumme Zeugen

In den Meeresablagerungen herrschte das kalkige Plankton vor. Besonders die großen Foraminiferen und die häufigen Muscheln kennzeichnen die Ablagerungsschichten. In verschütteten Bächen, Flüssen und Mooren, sowie in Tümpeln und Seen, sind es vor allem die Reste der frühen Säugetiere (Mamalier), wie Rüsseltiere, Pferdchen, Rotwild, Nager, Raubtiere und Wildschweinarten, an denen die Weiterentwicklung der Tierwelt ablesbar ist. Blätter, Baumstrünke und Pollen zeichnen uns ein Bild der damaligen Vegetation. Anhand der Fossilien konnte die Geweihentwicklung der Hirsche nachgewiesen werden. Die Pferdereihe ließ sich vom 4-zehigen, 30 cm hohen Eohippus bis zum 150 cm hohen Eccus caballus lückenlos anhand der Skelettreste verfolgen.

Von den Zeugen der Vergangenheit sind viele schon lange ausgestorben: der Diatryma, ein plumper fleischfressender Laufvogel von 2 Meter Höhe, das Coryphodon, eine Art Kleinelefant mit Löwenkopf, das Uinthaterium, ein nashorngroßes Säugetier mit Nasenschild, das Brontotherium, einst das größte Landsäugetier und so fort. Diese auslaufenden Arten ziehen sich durch alle Bereiche des damaligen Lebens.

Am Ende des Terziär hatten auch die überlebenden Arten ihr Aussehen stark gewandelt und waren größer geworden. Das wirkliche einstige Aussehen der ausgestorbenen Arten kann nur anhand der Skelettreste rekonstruiert werden und wird deshalb immer etwas unklar bleiben.

Auch im Quartär verschwanden noch einige Arten, wovon später noch die Rede sein wird. Die langsamen organischen Veränderungen, die das Aussterben oder Überleben der Lebewesen bestimmen, bewirken eine ständige Fortentwicklung der Lebensformen.

Das Nordmeer kommt wieder

Durch eine neuerliche Senkung der Nord-Süd-Furche im mittleren Oligozän kehrte das Nordmeer noch einmal in den Senkungsbereich zurück. Dies geschah vor nunmehr 40 Millionen Jahren. Im oberen Oligozän wurde der Zuflußbereich wieder verschlossen und die Binnenmeere süßten seitdem aus. Das Meer kehrte nie wieder zurück. Schritt für Schritt nahm das Wasser der Binnenmeere ab. Es gab große fruchtbare Landflächen frei, die durch die Vegetation erobert wurden. Zum Schluß blieb eine Landschaft, die reich mit Seen, Teichen, Mooren und Tümpeln übersäht war, sowie verstreut bewachsen mit Wäldern, Buschgruppen und Niederholz. Ein ideales Biotop für die Entwicklung der Tier- und Pflanzenwelt. Hier weideten die Herden der Kleinsäuger und ihre größeren, nun ausgestorbenen, Verwandten die saftigen Blätter ab, die überreichlich vorhanden waren. Gras war spärlich, da es erst im Entstehen begriffen war. Der Mageninhalt eines Urpferdchens, gefunden in der Grube Messel bei Darmstadt, ist der Beweis hierfür. Er bestand in der Hauptsache aus Lorbeerblättern.

Das Meer hatte Sand, Kiese und typische Meeresfossilien hinterlassen. Betroffen davon war das Gebiet jenseits der beschriebenen Bruchzone, die östlich der Bundesstraße 3 verläuft. Die Meeresschichten sind auch aus Tiefbohrungen in Lich und südlich davon bekannt. Die Schichten werden „Rupel" genannt. Im unteren Oligozän wurden die bunten Bändertone abgelagert, die fast überall unter den heutigen Tälern vorhanden sind und den Beginn der terziären Ablagerungen darstellen. Sie wurden schon früh durch Brunnengrabungen bekannt. Das untere Oligozän wird „Latdorf" genannt. Darüber lagern Kiese und Gerölle, in unterschiedlicher Mächtigkeit, die schließlich von den beschriebenen Meeresablagerungen überdeckt sind. Die weitergehende Verwitterung brachte dann die als „Gailsche Serie" bekannten weißen Tonschichten. Produkte, aus diesem feinen Material gebrannt, gehen in die ganze Welt. Das obere Oligozän, „Chatt" genannt, schließt mit dieser Ablagerung.

Die flächenweise tiefgründige Verwitterung hatte noch andere Folgen. Die an den Westküsten des ehemaligen Permmeeres entstandenen Kalkriffe waren

nicht nur freigelegt, sondern auch kavernenartig ausgehöhlt worden. In diesen Kavernen sammelten sich Roterden aus dem Devon und Carbon an. Hieraus entstanden unter günstigen Verhältnissen Manganerzlager.

Im Bergwerkswald, nahe der Bruchzone, wurden diese Erze in der Grube Fernie über einhundert Jahre lang abgebaut. 1855 kam Samuel Pascoe, ein englischer Bergwerksingenieur nach Gießen und wurde von Herrn Fernie als Betriebsleiter eingesetzt. Damit begann der eigentliche Ausbau der Grube. Hier war es auch, wo die Geologen das älteste heimatliche Gestein, den berühmten Andreasteichquarzit, fanden (Siehe Teil 1 der Erzählung). Der Festschrift von 1895 können Interessierte weitere Einzelheiten über die Grube entnehmen.

	Schichtenbenennung		
	(oben)	CHATT	Ende vor 22 Mio. Jahren
Oligozän	(mitten)	RUPEL	von 35 bis 30 Mio. Jahren
	(unten)	LATDORF	Beginn vor 38 Mio. Jahren

oligo (gr.) = schwach

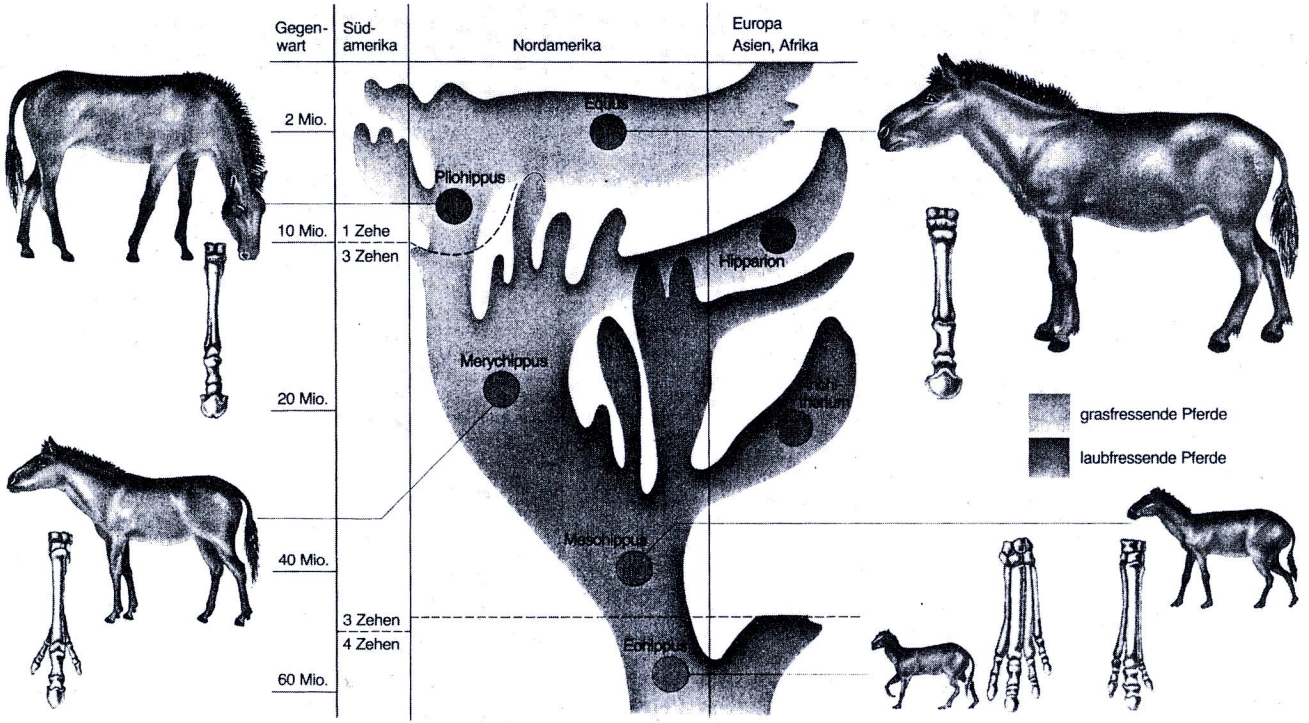
zän (franz.) = scène

Berge wurden abgetragen, Schluchten verschüttet

Ein Kerngebirge der ehemaligen Allemannischen Insel, das aus dem zusammenhängenden Schwarzwald-Odenwald und dem Vogesen bestanden hatte, riß im Perm auf und wird seitdem durch unvorstellbare Kräfte auseinandergeschoben. Über dem Senkungsteil, dem heutigen Oberrheingraben, stellte sich das Meer ein.

Auf dem Grunde der flachen Seen, die das Oligozänmeer gebildet hatte, entstanden nun bis zu 2000 Meter tiefe Gräben, die in zwei Richtungen bis in die Nordsee reichten. Im Laufe der Zeit füllte auch diese Binnenmeere der Verwitterungsschutt auf. Die Sedimente sind größtenteils locker geblieben. Der terziäre Sand ist der Bausand von heute.

Die Lahn-Dillmeere der Frühzeit waren nun auch endgültig verschwunden und in den Tälern machten sich statt Wasser-, Schuttströme breit, die Winde wehten Sanddünen auf. Wieder einmal hatte sich das Gesicht unserer Heimat grundlegend gewandelt. Damit ging die relativ ruhige Zeit des Altterziär zu Ende und eine neue Epoche der Geschichte unserer Heimat dämmerte mit dem Miozän herauf!



Stammbaum der Pferde (Rekonstruktion). Die eingezeichneten Stammbaumverzweigungen sind durch Fossilien belegt. Es sind nur die wichtigsten Gattungen aufgeführt. Außer den Pferden ist je ein Vorderfuß-Skelett dargestellt (nicht im gleichen Maßstab). Die viele Jahrmillionen umfassende Evolution der Pferde hat zu einer tiefgreifenden Umgestaltung von Körperbau und Lebensweise geführt. Am auffälligsten sind die beträchtliche Größenzunahme, der Umbau der Gliedmaßen für einen Zehenspitzengang und die (hier nicht gezeichneten) Abwandlungen im Gebiß. Solche Veränderungen lassen sich als Anpassungen an neue Lebensbedingungen deuten, vor allem den Übergang vom Wald- zum Steppenleben. Die Entwicklung verlief aber nicht geradlinig sondern verzweigt, wobei die weniger gut angepaßten Formen ausgestorben sind. Sie stellen die blind endenden Seitenäste des Stammbaums dar.

Miozän

Erinnern wir uns zuvor noch einmal was seit dem Trias auf unserer Erde geschah. Seit der Trias genannten Zeit, genauer der Zeit des Rotliegenden, war der Vulkanismus im Bannkreis unserer Heimat zur Ruhe gekommen. Über die 100 Millionen Jahre des Jura und der Kreidezeit hinweg, bis in das mittlere Terziär taten Wasser, Wind, Frost und Mikroben ihre ständige Arbeit und zernagten die Berge. Das sanfte Atmen der Erde - ja, die Erdflächen hoben und senkten sich wie die Brust eines schlafenden Riesen - ließ Wassermassen kommen und gehen. Sie brachten neue Lebensformen mit und hinterließen weiter Ablagerungen.

Mit der erneuten Entstehung des schon im Perm angelegten Kanals vom Nordmeer bis zu den Schweizeralpen, regte sich in diesen Zonen der Vulkanismus wieder neu. In der Tiefe, über dem Urgestein, flossen kubikkilometergroße Lavamassen aus den Spalten und Rissen, schoben sich zwischen das Urgebirge und hoben so tausende von Metern dicke Ablagerungen an. Viele dieser unterirdischen Magmapilze sind bis heute nicht erkaltet. Sie werden Plutone genannt, nach Pluton, dem Gott der griechischen Unterwelt. Öfter liegen solche Gebilde mehrstöckig übereinander und erreichen auch die Oberfläche, wo sie dann frei ausfließen und Vulkane entstehen. Unter diesen Magmakaminen sammeln sich oft ungeheure Gasdrücke an, die in kleineren oder größeren Abständen Ausbrüche erzeugen.

Die Erde tat sich auf

Im Oligozän wurde die tiefgründige Spaltenbildung, die bis in das flüssige Erdinnere hinabreichte, und sicher von heftigen Erdbeben begleitet war, die Grundlage für einen überaus tätigen ober- und unterirdischen Vulkanismus geschaffen. Der Höhepunkt dieser vulkanischen Tätigkeiten lag im Miozän. Die Grabeneinbrüche erreichten mit dem Oberrheingraben (um 2000 Meter Tiefe) ihr Maximum. In der Folge erwarb der Rhein hier seinen Oberlauf und seine Quellflüsse.

Der Berg vor der Türe

Gewissermaßen vor unserer Haustüre, aus dem ehemaligen Meereskanal heraus (siehe Seite 2), quoll Lava aus einem Netz von Rissen hervor. In vier großen Lavaschüben und sicherlich unzähligen kleinen, entstand im Verlauf von etwa 12 Millionen Jahren unser Vogelsberg. Er wurde zum größten Vulkan Mitteleuropas.

Die sanfte Bergwelt, die uns heute vor Augen liegt, darf uns nicht darüber hinweg täuschen, daß der Berg einstmals alpine Höhen einnahm. Die Schätzungen gehen von 2500 bis 3500 Meter ehemaliger Höhe. Die oberste Schicht ist inzwischen ganz verschwunden, von der dritten Lage sollen noch Reste bei Nordeck vorhanden sein. Was wir heute sehen ist die stark angewitterte zweite Lavalage und Teile der ersten Eruption, die von den Seiten her sehr stark angeschnitten sind. Das Einsinkungsmaß muß ebenfalls beträchtlich gewesen sein. Der heutige Berg hat etwa noch ein Drittel seiner einstigen Größe.

Die letzte große Gebirgsbildung unserer Heimat gestaltete diese so grundlegend um, daß sie danach nicht mehr wiederzuerkennen war. Lediglich der niedriger und runder gewordene Ostrand des späteren Taunus präsentierte sich zu jener Zeit noch einigermaßen unverändert.

Die Deutung der geologischen Vorgänge in Verbindung mit dem Vogelsberg war vom jeweiligen Stand des Wissens um vulkanische Vorgänge abhängig. Von 1790 bis 1893 suchten die Geologen Klippstein und Streng nach Kratern und fanden keine. Von Buch vermutete eine Caldera im Oberwald (Caldera: spanisch Kessel - d. i. der Einsturz einer Abdeckung in einen darunter entstandenen Hohlraum). Doch auch eine Caldera gab es nicht. Der Geologe Lepsius verglich den Vogelsberg mit dem Ätna und glaubte, er sei rd. 4000 Meter hoch gewesen. Das war sicher übertrieben und der Vergleich mit dem Ätna trifft ebenfalls nicht zu. Um 1890 begann man mit der Kartierung des Vogelsberges, die aber leider niemals beendet wurde.

Der Berg besteht nur aus Basaltlava, Basaltschlacken und Basalttuffen, sowie deren Verwitterungsprodukten. Es kommen dabei kleine Einlagerungen aus hochgerissenen Sandsteinen der Trias, Phonolite und Trachite vor.

In den etwa 12 Millionen Jahren, in denen der Berg wuchs, wechselten Ausbruchsphasen mit lang andauernden Ruhepausen ab.

Die Erde heilt sich selbst

Der Berg ist kein Solo-Vulkan. Er entstand über tiefgreifenden Wunden und gewaltigen Rissen in der Erdkruste, die von der Lava zum Aufsteigen benutzt und so wieder geschlossen wurden. Die Spalten entstanden dort, wo die prähistorische west-östlich gerichtete Faltenachse der Devongebirge sich mit der neuerlichen nord-südlich gerichteten Senkungszone kreuzte (siehe Heft 6, S. 69 ff.).

Die Lava suchte sich immer wieder neue Wege und so wechselte der Schauplatz der Aktivität von einem Ausbruch zum anderen. Erst im Pliozän, vor etwa 5 Millionen Jahren, kamen diese Erdschollenbewegungen zur Ruhe. Unterdessen

verwitterten die nicht von Ausbrüchen betroffenen Basaltflüsse. Die Lava formte kleinere und größere, allseitig geschlossene Becken und Wannen, aus denen Süßwasserseen und später Moore wurden, die endlich der Verwitterungsschutt überdeckte.

Der Basalt selbst war zunächst einer Kieselsäure-Verwitterung und dann der Kohlensäure-Verwitterung unterworfen. Er löste sich langsam in seine chemischen Bestandteile auf. Die Eisenoxide reicherten die bereits eisenhaltigen Roterden an, die Aluminiumoxide lagerten sich als Bauxite, dem Ausgangsmaterial für Aluminium, ab. Da es sehr warm war, konnte sich in den erwähnten Gewässern auch Kieselgur bilden, die als Isoliermaterial heute Verwendung findet. Es sind die Silicium-Gerüste von sehr kleinen, aber in astronomischen Zahlen vorkommenden Planktonlebewesen. Die Pflanzenarten in der Braunkohle lassen auf eine durchschnittliche Jahrestemperatur von 15 Grad Celsius schließen, das heißt es gab keinen Frost.

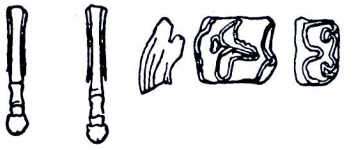
Schichtenfolge des Miozän

	Sarmat	Ende vor etwa 5 Mio. Jahren
	Torton	
Miozän	Helvet	
	Burdigal	
	Aquitan	Beginn vor etwa 23 Mio. Jahren

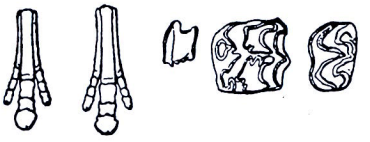
Das Aquitan ist die Zeit, in der das Nordmeer gelegentlich noch einmal über die Gießener Schwelle herübergriff. Hier kommen in relativ dünnen Schichten Süß- und Salzwasserablagerungen abwechselnd vor. Durch Überschüttungen von sporadischen Biotopen (Sümpfen), wurden auch hier Braunkohleschichten erzeugt. Sie liegen als dünne Schichten in den Zuflußtälern der Lahn. Die Kohle ist häufig mit Ton, Sand und Kieselgur vermischt und daher wirtschaftlich wertlos. Die Lager von kohligen Sanden und Tonen reichen bis in das höhere Aquitan hinauf. Weiter südlich, in Richtung Münzenberg und Rockenberg, findet man Mergel, Sande und Blättersandstein. Diese Schichten werden nach den in ihnen abgelagerten Muscheln und Schnecken benannt. Die Bereiche, die von der fließenden Lava beeinflußt wurden, enthalten keine deutbaren Fossilien mehr.

Die Lava selbst enthält Eisenoxide und in den Mantelzonen aufsteigender Lavaströme bildeten sich Eisenerzlagerstätten. Diese Lager wurden, ebenso wie die aus der Basaltverwitterung entstandenen Erze rund um den Berg, seit jeher abge-

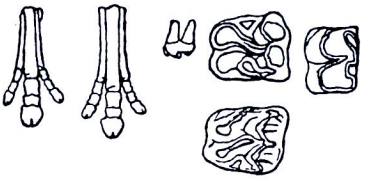
Equus (heutiges Pferd).



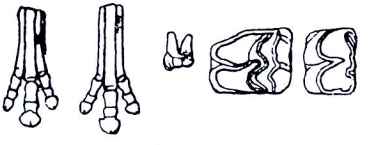
Pliohippus (Pliozän).



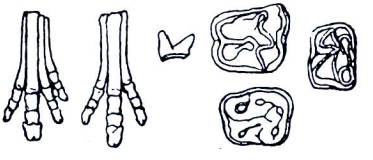
Hipparion (Unterpliozän).



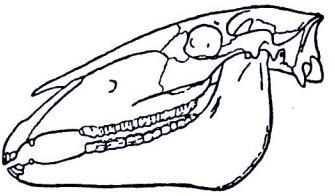
Miohippus—Anchitherium
(Oberoligozän—Mittelmiozän).



Mesohippus (Mitteloligozän).



Orohippus (Mitteleozän).



Schädel von *Equus* (Quartär).

Protohippus (Unterpliozän).

Parahippus (Untermiozän).

Mesohippus (Mitteloligozän).

Eohippus (Untereozän).

Entwicklung des Pferdestammes: Vorder- und Hinterfüße, Backenzähne von der Seite und von oben, Schädel. Nur letztere sind in gleichem Verhältnis wiedergegeben. (Nach Abel, Osborn, Scott.)

baut und in Hammerwerken verarbeitet. Die untersten Lavaausflüsse des Berges erschienen im oberen Aquitan, vor etwa 20 Millionen Jahren. (Das Aquitan wurde nach der römischen Provinz Aquitanien in Südgallien benannt.)

Basalt, das Blut der Erde

Aus unergründlicher Tiefe steigt ein Gemisch auf und fließt weiß- und rotglühend aus. Was sind nun die Bestandteile dieses Gemisches, das wir Lava nennen? Fast die Hälfte der Masse besteht aus Silicium-Oxid (SIO_2) = Glas. Der nächst größere Bestandteil ist Aluminiumoxid (AL_2O_3). Danach folgt das Calzium-Oxid (CAO) = Kalk und in der weiteren Abstufung das Magnesium-Oxid und Eisenverbindungen (FE_2O_3) und (FEO).

Hier die Liste der Sauerstoffverbindungen:

Silicium	Mangan	Kalium
Titan	Magnesium	Phosphor
Aluminium	Calzium	Wasserstoff
Eisen	Natrium	u. a. m.

Bei der Verwitterung werden zuerst die Basen von Magnesium, Calzium, Kalium und Natrium herausgelöst und fortgeführt. Den übrigbleibenden Rest nennt man Siallite. Es sind rote Erden und Steine. Diese roten Erden kann man nördlich der Linie Hungen, Lich, Garbenteich ausgebreitet sehen.

Fortschreitend trennte die Verwitterung die Siallite, und es kam zur Bildung von Bauxiten, Steinen mit hohem Tonerdeanteil = Aluminiumoxid (AL_2O_3). Diese Bauxite wurden in Notzeiten abgebaut, um daraus das Aluminium zu gewinnen. Bei Lich und Langsdorf befanden sich solche Gruben.

Der Basalteisenstein wurde über Jahrhunderte abgebaut. Viele Orts- und Flurnamen legen noch Zeugnis von einem einstmals blühenden Gewerbe ab. Die künstlerisch gegossenen Ofenplatten aus Hirzenhain im Vogelsberg stellen reine Meisterwerke dar.

Die Zwischenstufen der Verwitterung, die roten Böden, können in 3 Gruppen eingeteilt werden:

a) Böden, die nicht vulkanisch beeinflußt worden sind und nicht überdeckt wurden;
b) Böden, die nicht vulkanisch beeinflußt sind, aber überdeckt wurden;
c) Böden, die vom Magma überfahren und von heißen Wassern beeinflußt wurden. Hierbei kam es zur Neubildung von hochquellfähigen Tonen, sog. Montmorillonit.

Schnitt durch den Vogelsberg
(schematisch)

Skizze: H.O.Müller

Zu den unterschiedlichsten Zeiten hat der Berg Tuffe, Lapilli und sog. Bomben ausgeworfen. Diese Art der Ablagerungen heißen äolische Sedimente, weil sie durch die Luft geflogen sind. Tuffe entstehen aus platzenden Bläschen und Blasen. Lapilli ist das lateinische Wort für Steinchen. Sie haben Haselnuß- bis Walnußgröße. Bomben heißen Steine bis zu mehreren Kubikmetern Inhalt. Die Tuffe sind je nach Zusammensetzung grün, rot oder grau. An manchen Orten erreichen sie bis zu hundert Metern Lagerdicke.

Bis weit in die Wetterau hinein trifft man beim Ausschachten von Baugruben in ein bis zwei Metern Tiefe auf ein dünnes Tuffband von einigen mm bis cm Dicke, das jedoch nicht vom Vogelsberg, sondern aus einer viel späteren Zeit von den Eifelvulkanen stammt.

An den Oberflächen der Lavaströme, kann deren Geschichte abgelesen werden. Demnach ist ein Teil der Lavazüge durch Einströmen unter Deckschichten entstanden. Andere Stränge flossen unter Wasser, wieder andere als Strang- und Stricklaven aus, oberflächig, ohne jede Behinderung. Manche Lavaflüsse sind, obwohl heute relativ tief liegend, an der Oberfläche stark gerötet, sie haben demnach für einige Zeit freigelegen. Andere Stränge sind stark angegriffen, was bedeutet, daß sie vielleicht hunderttausende von Jahren der Verwitterung ausgesetzt gewesen sind. Tuffe, Aschen und Lapilli füllen die Strangrinnen. In den Mulden und Becken zwischen den einzelnen Magmaströmen sammelten sich die Verwitterungsprodukte an.

Der Riese schläft

Der einstige allgemeine Einebnungsvorgang der Mittelgebirge, hinterließ die „Piedmontfläche" genannte Ebene über dem Oberwald des Vogelsberges. Dessen Flanken sind heute mit Wald bedeckt, dem ein vieladriges Gewässernetz entspringt. Die größte Ausdehnung des Waldes beträgt etwa 30 Kilometer. Am äußeren Rand des Oberwaldes liegen rundum Talwannen, die von Wasserläufen durchflossen werden. Die Wannen sind in die 2. Einebnungsfläche eingebettet, die den Oberwald mit einer Breite von 10 bis 20 Kilometern umgibt, so daß die Gesamtausdehnung des Sockels etwa 60 Kilometer einnimmt.

Die beiden oberen Stufen sind von den Rändern her ausgewaschen und teilweise abgetragen. Die Randausschnitte der unteren Verebnungsfläche sind später entstanden. Das unterste Stockwerk des Berges ist ganz unter den terziären und quartären Ablagerungen verborgen. Seine wirkliche Ausdehnung ist weitgehend unbekannt.

Die prähistorischen nordwestlich-südöstlich gerichteten Bruchzonen blieben natürlich bei diesen großen geologischen Ereignissen nicht verschont, zumal die ungeheure Last des neuen Gebirges den Untergrund verbog und verformte. So

entstanden in diesen alten Querspalten und auf der Rißzone selbst eine Reihe „vulkanischer Durchschüsse": Der Vetzberg, der Gleiberg, die Dianaburg, die Leuner Burg und die Schaeferburg. Andere Kuppen wurden durch die spätere Abtragung herauspräpariert, weil der Basalt härter ist, als die ihn umlagernden Gesteine. Auf solchen Kuppen stehen meist Burgen, wie Meerenberg, Greifenstein, Braunfels, Karlsmunt usw., die das Aussehen unserer Heimat, das Lahntal bereichern.

Die Basalte sind in ihrer Zusammensetzung sehr unterschiedlich. Das bedeutet, daß dessen Quellen nicht einheitlich waren. Teils handelt es sich um stehende Säulen, die unter besonderen geologischen Verhältnissen zu Sechseckformen erkalteten und teils um Ausbreitungen unter der Sedimentdecke, bei denen die einst weit aufragenden Schlote schon abgetragen sind. Dies bedenkend, muß man sich die Oberfläche der Erde um einiges über den Höhen der heutigen Bergspitzen vorstellen, z. B. etwa 200 Meter über dem Gleiberg. In diese alte Ebene schnitten sich die neuen Wasserläufe ein. Das Aussehen unserer Heimat heute ist das Ergebnis der seitdem stattfindenden Auflösung durch Wasser, Wind, Frost, Eis und Mikroben, sowie chemischer Prozesse und der Schwerkraft, welche dauernd tätig sind, die Erdoberfläche einzuebnen. Die letzten 3 Millionen Jahre der Erdgeschichte schufen das Gesicht unserer Heimat neu, aus der ehemaligen letzten Verebnung des Terziär.

Niemand kann sagen, ob nicht die immer noch vorhandenen alten Verwerfungen und Risse eines Tages wieder aufbrechen und ausströmende Lava neue Berge formen wird!

Leichtere und schwerere Erdbeben in den Bereichen der alten Rißlinien, die man das große Y nennt, weil sich der Riß vor dem Rheinischen Schiefergebirge in den Rheinast und den Wetterauast teilt, kommen in letzter Zeit häufiger, besonders in Süddeutschland vor; ein Zeichen, daß immer noch Bewegungen in der Tiefe stattfinden.

Säugetier-Ur-Leben überall

Durch die unendlich langsame Heraushebung der Mittelgebirgswelt, war seit dem Miozän schon die Verbindung zum Nordmeer total unterbrochen. Es zog sich schrittweise in sein heutiges Bett zurück. Die in der Wetterau, am Oberrheingraben und in der Pfalz verbliebenen Restmeere wurden ständig kleiner und füllten sich mit Süßwasser auf. Die Entwässerung erfolgte nach Süd-Osten, weil bereits die Westalpen den früheren Weg entlang des heutigen Rhone-Tales versperrten.

Die Wetterau präsentierte sich damals als eine an Seen- und Binnenmeeren reiche Landschaft, im Osten und Westen von Bergen eingerahmt. Im Süden ging diese Landschaft ohne Wechsel in das sogenannte Mainzer Becken über. Bei tro-

pischen bis subtropischen Temperaturen waren diese weitläufigen Ebenen ein vorzüglicher Lebensraum für die damalige Tierwelt. Zeuge davon legen die gefundenen Fossilien ab, die die Wetterau und das Gießener Becken enthielten. Der Vogelsberg überdeckte etwa 2500 Quadratkilometer dieser einst blühenden Landschaft.

Die Muschel cyrena convexa kennzeichnet als Leitfossil die Schichten des Chatt in Gießen. Sie liegen in den kalkig-tonigen Schichten des Cyrenen-Mergels. Die aquitanen Schichten sind vor allem in den Münzenberger Braunkohlen und den Blättersandsteinen erschlossen. Unter der Braunkohle fand man die Geißeltierchen deflandrea phosphoritica, die anzeigen, daß dort noch Meerwasser vorhanden war. Die Schnecke hydrobia inflata liegt darüber in einer etwa 40 cm dicken Schicht. Diese Schicht ist Hydrobienschicht genannt worden. Der nächste Wechsel in der Besiedlung wird durch Corbicula-Muscheln angezeigt. Ihr wissenschaftlicher Name ist corbicula faujasi. Die Schichtdicke ist auch etwa 40 cm.

Darauf folgt der Blättersandstein, so genannt nach den zahlreichen Blattabdrükken terziärer Pflanzen, die er enthält. Die Zeugen der Vergangenheit erzählen uns, daß vor dem Ausbruch des Vogelsberges dort Zimtbäume, Ahornbäume, Eichen, Buchen und Ulmen wuchsen. Überall muß es Lorbeerbäume und Büsche gegeben haben. Es gab auch Pflanzen, die tropische Temperaturen liebten und nach und nach verschwanden. Es sind die Celcova, Planera, Sabal und Sequoia Pflanzenarten. Außerdem fand man Kiefernzapfen, Juglansfrüchte und Feigen. Einige dieser Pflanzen haben bis heute überlebt, viele sind hier ausgestorben, kommen aber in südlichen Ländern noch vor. Insgesamt war das Klima subtropisch.

In den Braunkohlegruben von Wölfersheim wurden unter der Kohle oberpliozänen Alters, der Zeit als der Vogelsberg schon erloschen war, reiche Funde an Knochenresten von Säugetieren gemacht. In der Kohle fanden sich Reste der Kiefern, Fichten, Tsuga und sehr häufig der Sequoia. Auch in den miozänen Ölschiefern von Messel bei Darmstadt wurden viele Relikte geborgen. Hier arbeiteten zuerst Amateure und später Fachleute. Sie wurden von der Firma Messel-Ytong unterstützt. Es bestehen aber Pläne, das große Loch mit Müll zu füllen. Hiergegen haben sich die Wissenschaftler bisher erfolgreich gewehrt, denn es ist immer noch viel zu suchen und zu finden, was Erkenntnisstand und Wissen bereichern kann.

Im Senkenberg Museum in Frankfurt ist vieles davon ausgestellt. Dort ist aufgezeigt, wie sich die Säugetiere aus kleinen Formen bis zum heutigen Erscheinungsbild und Bau verändert haben.

Reisen wir nun für eine kurze Weile ins Miozän.

Der Boden zittert unter unseren Füßen und ein dumpfes Grollen ertönt in der Ferne. Rund um uns fliehen erschrockene Tiere über die weite, mit einzelnen

Baumgruppen besetzte Ebene. Mit zurückgeworfenen Köpfen flüchten hirschartige kleine Vierbeiner voller Panik dahin; ramsnasige Pferdchen jagen schattengleich hinterher. Wilde Schreie von unsichtbaren Raubtieren lassen das Mark in den Knochen gefrieren. Vogelschwärme stieben auf, sammeln sich und fliegen davon.

Ein neuer Erdstoß: Berghänge stürzen, Schotterfelder fließen, die Wasser der Seen geraten in Bewegung und schwappen weit ins Land; sterbende Fische glitzern im hellen Schein der Morgensonne. Das dumpfe Grollen steigert sich zu einem dröhnenden Fauchen. Das helle Singen der erhitzten Felsen erstirbt immer wieder im Donnern und Beben. Aus unsichtbaren Bodenrissen strömen grüngraue Nebeldämpfe - wie ein Leichentuch verhüllen sie die bebende Erde. In hohen Sätzen flüchten noch einige Nachzügler nach Westen, doch sie können dem Tod nicht mehr entgehen. Ein weiterer Stoß erschüttert das Land, die Tiere stürzen mit verrenkten Gliedern zu Boden; weißgraue Asche rieselt auf ihre zappelnden Leiber, bedeckt sie wie ein dicker weicher Teppich.

Plötzlich wölben sich weite Flächen des zuvor noch so paradiesischen Landes auf. Die Erde platzt donnernd auseinander. Höher und höher steigt eine schwarze Wand aus Tuffen und Aschen auf. Bald verdeckt sie die Morgensonne und taucht das westliche Land in unwirkliche Dämmerung. Goldene Lichtkaskaden umfließen ihre Ränder und spiegeln sich in den spärlichen Wolken. Am Himmel spielt das Licht mit allen Farben. Immer noch wird die Asche weit ins Land hineingetragen, und jetzt schleudert der Erdschlund faustgroße Lapilli in die Höhe. Der Himmel ist schwarz, die Erde weißgrau und unerträglich eintönig geworden. Sturm kommt auf. Er trägt den oberen Teil der schwarzen Wand davon. Der Rest fällt in sich zusammen. Aus dem kilometerlangen Schlund fließt kochendes Gestein und breitet sich über die Ebene. Die aus dem Aschenteppich ragenden Bäume lodern hell auf. Aus dem Höllenmaul dringt an- und abschwellendes Gurgeln, und es spuckt große Felsbrocken in die Magmaströme. Die Hitze wird unerträglich. Wo sind die Tiere, die diese ehemals fruchtbare Ebene bevölkerten? Wo haben sie Zuflucht vor diesem Inferno gefunden?

Weit in der Ferne huscht eine Affenherde auf die Talwälder des Taunus zu. Dort dringt das dumpfe Grollen des neuen Vulkans nur noch schwach an unser Ohr, ähnlich einem in der Ferne verhallenden Gewitter. Wir folgen einem Quertal. Ein kleiner Bach springt munter über runde Steine, an denen Muscheln kleben. Krebse und Fische tummeln sich im klaren Wasser. Auf den Steinschwellen und den Ufersandbänken sonnen sich Frösche und Salamander. Schildkröten zeichnen ihre Fährten in den lockeren Sand. In den Uferzonen wachsen Weiden und Lorbeerbüsche. Um einzelne Grasinseln schwirren Insekten. Weiter talwärts stehen auch Magnolienbäume und Maulbeersträucher, deren Blütenduft uns den Atem raubt. An den Hangrändern wachsen Fichten und die aufsteigenden Seitentäler tragen Kiefernwälder. In einem Talkessel entdecken wir einen

Hain wuchtiger Eichen. Die hochstehende Sonne wirft die Schatten einiger Raubvögel auf die Erde. Hoch über uns kreisen sie am strahlend blauen Firmament. Die Geröllhalden der Talränder gleißen im blendenden Licht.

Im tiefen Schatten einer Ahornbaumgruppe ruht wiederkäuend eine Herde Rotwild. Ab und an stiehlt sich ein Sonnenstrahl durch das dichte Blätterdach und blitzt auf einem kleinen Geweih. Die ziegengroßen Tiere sind die fernen Vorfahren der heutigen stolzen Hirsche.

Eine tigergroße Katze schleicht über unsere Lichtung und taucht jenseits ins Lorbeergebüsch. Wir wandern weiter talwärts. Durch einen Bergrutsch hat sich hier ein See gebildet, der das erweiterte Tal fast gänzlich einnimmt. An seinen sandigen Ufern liegen Krokodile in der Sonne, reglos und Baumstämmen zum Verwechseln ähnlich. Auch hier stapfen große Schildkröten zum Wasser, in dessen flachen Stellen Karpfen und Stichlinge wimmeln. In den Schilfzonen flattern bunte Vögel. Der feuchte Sand birgt viele undeutbare Spuren von Tieren, die hier zur Tränke kommen. Einige können von kleinen Elefanten oder Nashörnern, andere von Kaninchen und Katzen stammen. Große Spinnen kriechen über die Erde und um die Äste der Sequoia winden sich Schlangen.

Unterhalb des Sees nimmt uns ein dichter Wald aus Eichen und Buchen auf. Lichtbahnen und Schatten tanzen mit den Ästen; nie gehörte Schreie erklingen. Vorsichtig nähern wir uns einer Lichtung, denn dort steht ein seltsames Tier: eine Art Nashorn mit einem halbmondförmigen Schild über der Nase. Es schnaubt erregt und scharrt wütend mit den breiten Vorderbeinen im Laub. Dann hebt es den Kopf, starrt uns einige Sekunden ratlos an und trottet seitlich in die Büsche. Ein immer stärker werdendes Rauschen dringt an unser Ohr. Der schmale Fluß, der uns auf unserer Wanderung bisher begleitet hat, verschwindet plötzlich gurgelnd zwischen den Schieferfelsen und stürzt nicht weit davon in eine unsichtbare Tiefe. Wir stehen am Rand der Bruchzone. Der Fluß rauscht über kahle Felsen in einen mehrere hundert Meter tiefen Abgrund, der aufspritzende Wasserstaub wird fahnengleich davongeweht. Vom Fuß des Abgrunds steigen Dampfschwaden empor. Heiße Quellen sprudeln dort, senden den Wasserdampf in die Höhe, zum Rand des Erdbruchs und weiter - als weiße Wölkchen in den Himmel über der späteren Wetterau.

Unter ihnen liegt der tiefgrüne Waldteppich am Fuße der Schotterfelder. Er folgt in weitem Abstand der Küstenzone des Binnenmeeres in dem sporadisch Salzwannen glitzern. Die Strandzonen sind außergewöhnlich breit, denn das Meer geht hier schon seit ewigen Zeiten zurück. Stein- und Blockmeere wechseln mit Sandfeldern und Dünen ab. In den Flachwasserbereichen suchen bunte Vogelscharen nach Futter und Amphibienkolonien bevölkern den Strand. Sanfte Wellen umspülen aus dem Wasser ragende bewachsene Riffe.

Sinnend schauen wir über das Meer der späteren Wetterau und hören den verlockenden Ruf der Wildnis. Wir stellen uns die Heimat vor, wie wir sie aus der Zukunft kennen, ein blühendes grünes Land, mit Dörfern und Städten voller Menschen in festen Häusern; doch ohne Platz für wilde Tiere. Es fällt schwer, in die Gegenwart zurückzukehren, doch wir sind ihre Kinder.

In den nächsten 20 Millionen Jahren haben sich viele Tierarten verändert, manche verschwanden und kehrten niemals wieder. Nur die Arten, die sich am besten der ständig im Wandel begriffenen Natur anpassen konnten, überlebten auch die späteren Eiszeitalter. So auch bei den Pflanzen. Die tropischen Pflanzen zogen sich immer weiter in den Süden zurück, und nur die härteren Arten breiteten sich im Norden weiter aus.

Noch war auf dem späteren europäischen Kontinent kein Wesen anzutreffen, das menschliche Züge trug. Doch als der Vogelsberg langsam erlosch, liefen im Osten Afrikas schon Gruppen von aufrecht gehenden Lebewesen durch die fruchtbaren Täler, auf der Suche nach größeren Samen, kleinen Tieren und frisch gerissenen Säugern. Mit Stöcken und Steinewerfen verjagten sie die Raubtiere von deren Beute. Vor etwa 3 Millionen Jahren schon benutzten sie grob zugeschlagene Steine als Werkzeug, trugen Steine zu kreisrunden Schutzwällen zusammen und errichteten darauf aus Reisig Wände.

In den 3 Millionen Jahre alten Schichten der Oldowai-Schlucht in Kenia haben die Toten uns ihr Vermächtnis in Form ihrer Skelette, Werkzeuge und Speisereste hinterlassen. Sie gehörten schon zu dem Zweig der Hominiden, an dessen Spitze der heutige Mensch steht. Sie liefen und liefen durch die Jahrmillionen und trugen mit den Händen Nahrung zusammen. Sie ernährten ihre hilflosen Kinder und deren Mütter. Sie lernten Nahrung zu teilen. Schließlich liefen sie über ihr Revier hinaus und entdeckten die Welt. Ihre zunehmende Intelligenz erlaubte, zusammen mit der Fertigkeit ihrer Hände immer größere Gebiete der Erde zu besiedeln - ihre Zahl und ihre Geschicklichkeit nahm ständig zu.

Vor etwa 30 000 Jahren dann, betrat der erste Mensch auf einem Jagdstreifzug unser heimatliches Lahntal.

Ergänzende Literaturnachweise:

17 Hans Murawski; Geologisches Wörterbuch, 7. durchgesehene erweiterte Auflage, Enke Verlag;

18 Fossilien, Urkunden der Erdgeschichte. Frank H. T. Rhodes, Herbert S. Zim und Paul R. Shaffer, 1962, Golden Press Inc. New York, 1972, Delphin Verlag, Suttgart (ist sehr zu empfehlen);

19 Urpferdchen und Krokodile, Messel, vor 50 Millionen Jahren. Kleine Senkenbergreihe Nr. 7;

20 Naturmuseum Senkenberg: Führer durch die Ausstellungen. - Kleine Senkenbergreihe Nr. 1, Verlag Waldemar Kramer, Frankfurt/M.

Zeittafeln wie in Heft (6) 1983.

Gedanken beim Abriß von

„Ruts Haus“ in Dorlar

Heute wurde das alte Bauernhaus an der Hauptstraße abgerissen. Einige Tage zuvor hatte ich Gelegenheit, mir dieses Haus noch einmal überall anzusehen. Man trat über ausgetretene Sandstein-Stufen durch die Haustüre. Diese Sandsteine befanden sich vor vielen Eingängen der älteren Häuser in unserem Dorf. Die Kellertür war auffallend in einen Holzaufsatz schräg eingearbeitet. Das ganze sah wie ein aufgesetzter Kasten aus. Ein schmiedeeiserner, breiter Beschlag schmückte die leichte Tür, die in einen sehr fest gebauten Gewölbekeller führte. Eine große Zwischenwand des Hauses erinnerte an einen Brand, denn an Balkenwerk und Wände konnte man noch sehen, daß sie angekohlt waren. Doch ist dies nicht sicher, denn es könnte auch der Rauchfang gewesen sein. Weiterhin befanden sich in den großen Stuben, an den Decken große, tragende Balken (die Don genannt). Sie wurden von kleinen, geschwungenen Stützen getragen.

Zum Speicher führte eine kleine offene Treppe. Die Stufen aus Eichenholz, knorrig, wie gewachsen, belassen. Auch hatte dieses Haus kleine bleiverglaste Fenster. Außen an der Wetterseite war es mit Schiefer verkleidet. Nur an der Hofseite, nach Neäbs Haus zu, konnte man noch das Fachwerk sehen. Hier waren oben handgeschnitzte Dreiecke eingesetzt, jetzt alle mit brauner Farbe überstrichen, doch konnte man noch erkennen, daß das Schnitzwerk vorher bunt angemalt war. Beim Abbruch kam an der Giebelseite des Hauses ein großer Balken mit Inschrift zum Vorschein. Hier heißt es u. a.:

ERBAUTE MICH MARTEN SCHMIT
O. I Paul . V W. GIRMS

Dieser Balken, sowie die verzierten Ecken, sind aufbewahrt. Die meisten Leute laden heutzutage den „alten Kram“ auf ein Lastauto und fahren es in die nächste Müllkippe.

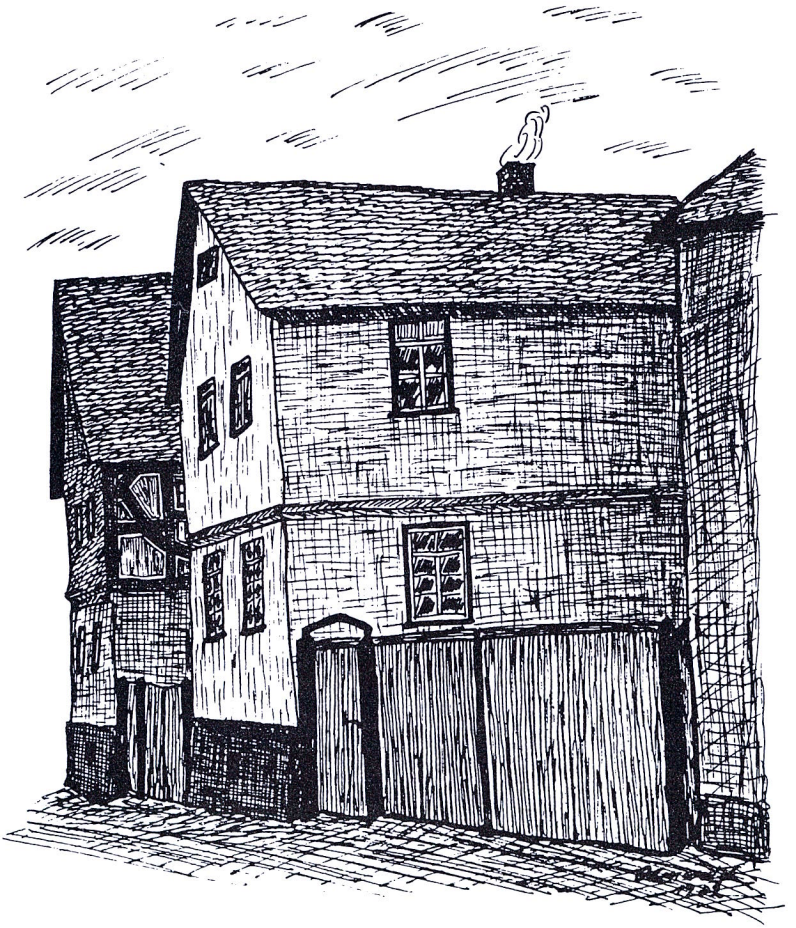
Das gesamte Balkenwerk des Hauses war mit unzähligen handgeschnitzten Holznägeln zusammengehalten. Ich stelle mir vor, daß die Zimmerleute schon allein damit im Winter viel zu tun hatten. Einige Holznägel hatten sogar die Form einer Trachtenpuppe.

Ich denke darüber nach, wie es gewesen sein könnte, als unsere Vorfahren dieses Haus bauten. Sie hatten hier ihre mühevolle Arbeit kunstvoll zur Sicht gebracht, damit sich die Mitmenschen auch noch nach ihnen daran erfreuen sollten.

Dann kam eine nüchterne Zeit, in der alles verkleidet, verputzt und entfernt wurde. So ist es schade, daß wir hier in Dorlar nur noch sehr wenig von dieser guten Zimmermannsarbeit bewundern können.

Wir sind Jahr und Tag an diesem unscheinbaren Fachwerk-Haus vorübergegangen, ohne zu ahnen, was es an handwerklicher Kunst unter seiner Verkleidung vorzuweisen hatte.

Aufgeschrieben am Abend des 4. April 1977
von Erna Schütz, Dorlar



Links: Ruts Haus – Rechts: Neäbs Haus

Ein Haus und seine Bewohner

von Emmi Odenwald
2. Folge

„NEÄBS"

Dorfnamen haben die verschiedensten Entstehungsgründe. Ich machte schon in meiner ersten Folge darauf aufmerksam. So ist es auch hier wieder ein Name, den man auf den ersten Blick oder beim ersten Hören nicht begreifen kann. Selbst die Familienglieder, die diesen Namen tragen, wußten es nicht zu erklären. Ich zähle mich selbst zu diesen und fand erst vor wenigen Jahren die wirklich einfache Begründung. Wahrscheinlich hat niemand so recht darüber nachgedacht, sonst hätte der Groschen doch schon früher fallen müssen. Das Haus trug den Namen „Neäbs" nicht von Anbeginn, sondern er entstand erst zu Ende des 18. Jahrhunderts, genauer gesagt, nach 1795. Dieses Haus, von dem hier die Rede ist, trug seit ca. 1850 die Haus-Nr. 93, später die Nr. 113 und heute ist es die Wetzlarer Straße Nr. 4. Jeder aus dem Dorf wird es kennen, denn 1982 wurde es renoviert und das Fachwerk freigelegt. Dieses verdanken wir nicht zuletzt unserem für die Erhaltung von Kulturdenkmälern und die Instandsetzung alter Bauten zuständigen Mitglied Franz Ewert. Er hat sich tatkräftig dafür eingesetzt, daß der Besitzer das Fachwerk freilegte, so, wie wir es heute sehen.

Um nun alle Familien zu erfassen, die in den vergangenen Jahrhunderten in diesem Haus gewohnt haben, muß ich sehr weit zurückgehen. Ich beginne mit einer Erwähnung des Grundstückes auf dem, aller Wahrscheinlichkeit nach, heute dieses Haus steht. Im Schatzungsregister von 1664, welches Lehrer Ludw. Brückmann im Staatsarchiv Koblenz abschrieb, lesen wir folgendes:

> „Dietrich Schönbergers Erben, eins dient zu Wetzlar bei ihrer Gottel, das andere ist noch klein und in Dorlar bei Leuten. Ein gedingt Haus an Georg Leib, daran ein Garten und eine Hofstatt. Ist schlecht beschaffen und hoch verschuldet. Haben kein Vieh. 7 Ruten wüste Wingert, 7 Morgen Land.
>
> Wert: 59 Gulden".

Alles in allem ein altes schlechtes Haus, welches noch nicht einmal den Bewohnern gehörte. Dieses stand neben dem Anwesen von Georg Leib, das ungefähr da gelegen haben soll, wo sich später die Nr. 94 befand (Langs). Also können wir mit einiger Sicherheit annehmen, daß wir es hier mit dem Grundstück der späteren Nr. 93 zu tun haben. Der Name des damaligen Besitzers und die folgenden Bewohner bleiben uns fast 100 Jahre verborgen, da wir aus dieser Zeit keine Abgaben- oder Steuerlisten besitzen. Auf einem Hebezettel vom Jahre 1755 wird dieses Grundstück nicht erwähnt, aber die Häuser mit den späteren Nrn. 92 und 94 sind verzeichnet. Daraus ist zu schließen, daß um diese Zeit niemand

auf dem Grundstück wohnte. Kurz danach, wahrscheinlich noch vor 1760, hat Stephan Reinstädtler, ein Sohn des Gastwirts Georg Reinstädtler aus der Hintergasse (Christe), dieses wüste Grundstück erworben. Er hatte sich 1752 mit Christine Becker aus Naunheim verheiratet und besaß 1755 noch kein eigenes Haus. Auf der nächsten Steuerliste, die wir besitzen, wird er als Eigentümer dieses Gehöftes genannt. Diese Liste ist von 1788, er selber war aber schon 1787 gestorben, nur seine Witwe mit einigen Kindern lebten noch in diesem Haus. Wir sehen also Stephan Reinstädtler als den Erbauer des jetzt renovierten Hauses an. Es gibt Argumente, die uns diese Annahme bestätigen. Auch an mündlichen Überlieferungen ist immer etwas Wahres dran, so auch in diesem Fall. Nachdem was uns die Groß- und Urgroßeltern erzählten, hat dieses Haus zuvor an einem anderen Platz auf diesem Grundstück gestanden. Hiermit kommen wir dem Bericht aus dem Schatzungsregister schon etwas näher. Zum anderen hat sich bei der Renovierung herausgestellt, daß das Holz an dem Fachwerkhaus teils alt und schon einmal gebraucht gewesen ist. Dies war an den alten Zapflöchern zu erkennen, in denen noch die abgesägten alten Zapfen steckten, auch waren die Balken unterschiedlich bearbeitet. Mit Sicherheit hat Stephan Reinstädtler das noch brauchbare Holz von dem verfallenen alten Haus beim Bau des neuen Hauses verwandt.

Dieses alte Haus, von dem wir schon im Schatzungsregister gehört haben, muß wohl schon lange vor dem Dreißigjährigen Krieg gebaut worden sein, wahrscheinlich nach der Reformation, sonst hätte man es nicht schon 16 Jahre nach Kriegsende als „schlecht beschaffen" bezeichnen können. Sicher waren auch die Häuser nicht so gut gebaut wie in den späteren Jahren. Die Bebauung des Dorfes reichte außerhalb der Klostermauern nur bis in Höhe des Lindenplatzes, das ist genau da, wo dieses alte Haus gestanden haben soll. Die Erbauung des neuen Hauses setzen wir auf 1755-1760, das teils daran verarbeitete Holz dürfte aber fast 200 Jahre älter sein. Inschriften oder Jahreszahlen sind keine vorhanden.

Nun komme ich zu den Nachkommen von Stephan Reinstädtler und bald werden wir auch wissen, woher der Dorfname stammt. Das Haus ist niemals verkauft worden und ist heute noch in Familienbesitz. Stephan Reinstädtlers älteste Tochter, die 1756 geborene Anna Margarethe, hat das Haus übernommen. 1795 heiratet der Witwer Joh. Ludwig Neeb die A. Marg. Reinstädtler und zog auch in dieses Haus ein. Er stammte von Naunheim und hatte sich in erster Ehe 1782 mit der Witwe des in Wetzlar bei einer Brandkatastrophe tödlich verunglückten Ludwig Groh, wohnhaft in der Lindenstraße Nr. 8, verheiratet, die jedoch 1794 starb. Ludwig Neeb ist der Begründer des Dorfnamens. Da nun mal diese Namen nicht hochdeutsch gesprochen werden, sondern im Dialekt, so sagte man nicht Neebs, sondern Neäbs, so einfach ist das. Wir sehen mal wieder, wie schnell Dorfnamen erfunden werden, die dann Jahrhunderte überdauern und die Einwohner des Dorfes längst ihre Bedeutung vergessen haben.

Ludwig Neeb hatte mit A. Marg. geb. Reinstädtler, seiner zweiten Frau, noch zwei Kinder. Der 1796 geborene Johannes Neeb war hier im Dorf Gemeinderechner und wanderte 1836 mit seiner zweiten Ehefrau und sieben kleinen Kindern nach Amerika aus. Die 1798 geborene Anna Maria Neeb vermählt sich 1827 mit dem Wagner Ludwig Schmidt aus Haus Nr. 4 am Lindenplatz. Das Haus Nr. 93 übernahm aber Margarethes voreheliche Tochter von Wilhelm Arhelg, die 1786 geborene A. Margarethe Arhelg (sie trug den Namen ihres Vaters). Aus einem Verhältnis dieser derzeitigen Besitzerin des Hauses mit Daniel Kreiling aus Heuchelheim ging 1818 die Tochter Anna Maria hervor. Dieselbe erbte von iher Mutter das Haus. Im Jahre 1840 schließt A. Maria Kreiling, sie trug auch den Namen ihres Vaters, die Ehe mit dem Bergmann Joh. Georg Beppler, Sohn von Johannes Beppler aus Haus Nr. 7 in der Lindenstraße. Diesen Eheleuten wurden vier Kinder geboren, wovon eins im Alter von 5 Jahren starb. Joh. Georg Beppler verunglückte in einem Bergwerk tödlich. Der Pfarrer schrieb folgendes ins Kirchenbuch:

> „1855, Joh. Georg Beppler, Bergmann und Ackerer zu Dorlar. 39 Jahr, 7 Monat, 25 Tage. Starb an den Folgen eines Einsturzes in einem Bergwerk bei Garbenheim. Starb zu Giessen in der Klinik, von wo er hierher am 9. Februar zurückgebracht wurde."

Seine Witwe überlebte ihn um 41 Jahre. Der jüngste Sohn, Joh. Georg, 1850 geboren, wurde „Neäbs Hannjer" genannt. Er bleibt im Hause Nr. 93 wohnen und verheiratet sich 1876 mit Christine Reinstädtler. Hier wurden ebenfalls vier Kinder geboren, wovon eins bald starb. Luise verheiratet sich mit Wilhelm Wißner von Nordeck und Karl schließt die Ehe mit Luise geborene Beppler aus Dorlar.

Die älteste Tochter Elisabeth, verheiratet mit Albert Volkmann, übernimmt das Elternhaus. Nach dem Tode ihrer Eltern tritt Tochter Marie die Erbfolge an und übergibt später an ihren Sohn Hans, welcher auch der heutige Besitzer ist und die Renovierung vorgenommen hat.

Man kann mit Recht behaupten, daß „Neäbs Hans" ein Schmuckstück mitten im Dorf geschaffen hat, desgleichen es viel zuwenig gibt. Hoffen wir, daß Haus- und Dorfname „Neäbs" noch recht lange erhalten bleiben und sich noch einige Hausbesitzer im Dorf finden lassen, die diesem Beispiel folgen.

Literatur und Quellenangaben:

Aus der Vergangenheit des Dorfes Dorlar, von L. Brückmann.
Steuer- und Abgabelisten der Gemeinde Dorlar.
Kirchenbücher von Dorlar.

Rodheim zur Zeit der Reformation

von Ernst Schmitt

Henne II. Lesch von Mühlheim wird im Jahre 1518 als Amtsverweser in Gießen genannt. Er war verheiratet mit Kunigunde von Rodheim, der Tochter Gerlachs von Rodheim, dem letzten männlichen Vertreter seines Geschlechtes auf der Schmitte, einem bis mindestens ins zwölfte Jahrhundert bekannten, hier ansässigen Adelsgeschlechts, dessen Stammhaus die Schmitte war. Sie waren beiderseits Mitglieder der Vetzberger adeligen Ganerbengemeinschaft. Philipp, der Sohn des Gerlachs von Rodheim, übernahm als Erbe Burg und Amt Blankenstein bei Gladenbach, das Geschlecht starb aber dort im nächsten Glied ebenfalls aus. Die Rodheimer Besitzungen gingen durch Kunigunde an die Lesch von Mühlheim über, welche von alters her aus dem ausgegangenen Dorf Mühlheim bei Hermannstein stammten.

Henne Lesch II. hatte drei Söhne und mindestens eine Tochter. Heintz, Dietrich, Markus Antonius und Elisabeth. Letztere war mit Eberhard von Wolfskehl in Vetzberg verheiratet. Dietrich nahm mit seinem Vater an den Landtagen in Vetzberg am 9. Januar 1514 und in Treysa am 10. Februar 1514 teil. Von ihm und seinem Bruder Heintz hört man später nichts mehr. Nur Markus Antonius tritt weiter auf. Wann er geboren wurde, ist nicht bekannt. Sein Vater muß vor 1538 gestorben sein. Wann seine Mutter starb, ist unbekannt. Sie waren Besitzer der Schmitte und des 1428 von den Herren von Gilse erworbenen späteren „Schwarzen Hofes", heute Gastwirtschaft Bechthold.

Die Schmitte war das Erbgut der Frau, während den Gilse'schen Hof Wernher und Godfreed Lesch von Mühlheim, der Großvater von Henne und dessen Bruder, gekauft hatten. Dieses Erbe übernahm der wohl allein überlebende Markus Antonius Lesch von Mühlheim, später nur noch Marx Lesch genannt.

Er tauschte im Jahre 1532 den der Frühmesser-Stiftung zur Gleiberger Burgkapelle gehörenden Hof hier in Rodheim (eine Stiftung der Herren von Nassau-Weilburg) gegen einen in seinem Besitz befindlichen Hof in Launsbach und erwarb im gleichen Jahrhundert das Mönchshöfchen, auf dessen Existenz die Sage zurückgeführt wird, daß hier in Rodheim ein Kloster bestanden haben soll.

Ob Marx Lesch zur Zeit der Reformation auf der Schmitte gewohnt hat, ist nicht sicher. Er tritt als Ritter, treuer Diener und Freund Philipps des Großmütigen erstmals auf. Am 12. Mai 1522 tritt er zusammen mit anderen Rittern in Frankfurt für das Evangelium in die Schranken, als dort der noch junge Glaube von Mainz aus unterdrückt werden sollte. Ein Jahr, nachdem Luther vor dem Reichstag in Worms stand, und fünf Jahre, nachdem er seine 95 Thesen an der Schloßkirche zu Wittenberg anschlug.

RODHEIM

In den folgenden Jahren war Marx Lesch viel in Kriegen für seinen Landesherrn unterwegs und wurde nach den Bauernkriegen Amtmann in Fulda, blieb dort aber nicht lange. Im Jahre 1526 führte Philipp der Großmütige in Hessen die Reformation ein, für die sich hier außer Marx Lesch die beiden Vetzberger Adeligen Magnus von Holzapfel, Amtmann zu Gleiberg, und Sittig von Wolfskehlen in Vetzberg einsetzten.

Bereits im Jahre 1534 zog Marx mit einem Heer nach Württemberg, um den dortigen Herzog Ullrich, welcher auch für den evangelischen Glauben eintrat, zu befreien. 1536 sandte ihn sein Landesherr nach Münster zur Bekämpfung der Wiedertäufer. Im selben Jahr noch wurde er für seine Verdienste zum Obervogt von Wetzlar und Amtmann zu Königsberg erhoben. Er war es auch, der hier und in Krofdorf die ersten evangelischen Pfarrer einführte. Für Rodheim war dies Pfarrer Heinsius und für Krofdorf Pfarrer Bruelius. Die Orte gehörten zu damaliger Zeit zum Gemeinen Land an der Lahn. Das heißt, daß die Bewohner gleichzeitig hessische und nassauer Untertanen waren. Aber nicht nur Philipp der Großmütige, sondern auch Graf Philipp von Nassau-Weilburg, trat entschieden für den evangelischen Glauben ein und führte ihn auch in seinem Herrschaftsbereich ein. In der Rodheimer Kirche steht heute noch der Lesch'sche Stuhl, mit dem Wappen derer von Lesch, dem Namen Max Lesch und der Jahreszahl 1546. Ob er von Marx Lesch erbaut wurde oder vorher die Herren von Rodheim an dieser Stelle schon einen Stuhl hatten, wird nicht mehr festzustellen sein.

Von dem am 9. September 1577 verstorbenen Magnus Holzapfel, Amtmann zu Gleiberg, befindet sich im Chor der Kirche ein steinernes Bildnis. Ebenfalls von dessen Sohn Georg Dietrich. Sie wurden im Chor der Kirche begraben. Marx Lesch lebte zuletzt auf seinem Hof in Krofdorf und ist auch dort gestorben. Vermutlich liegt er in der Kirche zu Krofdorf begraben. Ein Denkmal läßt dieses allerdings heute nicht mehr erkennen.

Über die Bewohner des Dorfes geben Abschriften von Steuerlisten Auskunft. Da sind für Rodheim im Jahre 1518 folgende Einwohner genannt:

Bellerßheim, Johann;
Biber, Jakob (Wolfskehlscher Hof) frei;
Crombach, Johannes;
Dilnberger, Gerhart (gen Gliberg) frei;
Emrich, ein Schütze;
Gerlachs, Henchen pp = deum;
Hartmanns, Hen;
Henkels, Hirmann, erlassen;
Gabriel (Holzapfels Hof) frei;
die Knoden pp = deum;
Kuntzeln, Hans;

der Lynweber;
Mandeln, Moln (der Lesch'schen);
Menges, Henchen, Winthusen Hof;
Molm, Hens Peter (Wolfskehlen Hof);
Moln, Sifert;
Moller, Peter Henn (Leschen);
Gerlach (Monchshof) frei;
Schelle, Wilhelm;
Smit, Contz;
Smit, Herman;
die Swartz, Cryne pp = deum;
Crafft, Schuwemacher;
Steynmetz, Peter;
Stroe, Henchen (Scheck Moln);
Thern (Wolfskehlen);
Udewars, Henrich, frei;
Waldsmit, Hans;
Wentzen, Peter (Wolfskehlen)

Es sind hier dreißig Namen genannt, diese dürften wohl eher als die Haushaltungsvorstände anzusehen sein. Setzt man, wie früher üblich, eine Vervielfältigungszahl von fünf an, so kommt man auf eine Einwohnerzahl von 150–160 Personen für Rodheim. Ganz Arme, die keine Steuern bezahlen konnten, dürfte es aber mehr, wie die wenigen hier genannten, gegeben haben. Auch ist zu berücksichtigen, daß Hirt, Schütz und Opfermann (Küster und Glöckner) steuerfrei waren. Der Vermerk pp = deum bedeutet: pauper = arm, also Steuer erlassen.

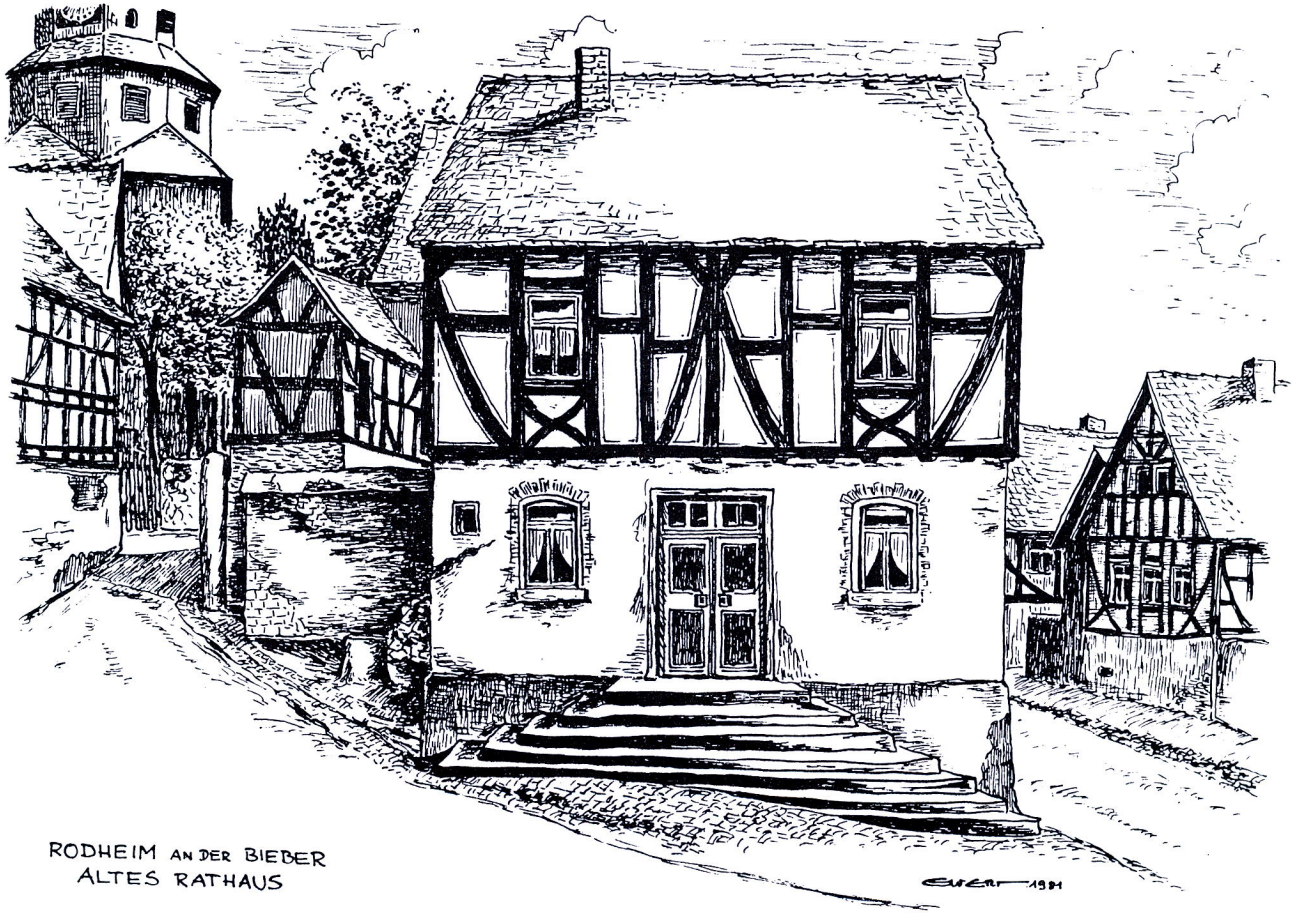
Ist hinter dem Namen der eines Adligen angegeben, so handelt es sich um einen Pächter eines adligen Hofes. „Gen Gliberg" bedeutet: Pächter des Hofes der Frühmesserstiftung zur Burgkapelle Gleiberg. In der nun folgenden Steuerliste taucht der Begriff „von Heupten" auf. Das bedeutet: ohne eigenen Grundbesitz. Zu dieser Steuerliste gibt es keine Viehliste. In späteren Listen erscheinen Leute von Heupten, die mit ein oder mehreren Pferden genannt sind. Folglich muß es schon damals Fuhrbetriebe gegeben haben.

Außerdem gibt es den Begriff Besserung. Das ist der Wert, den ein Pächter über den Pachtbetrag hinaus erwirtschaftet hatte. Das Zeichen fl bedeutet Gulden. Dieses soll auf den Florentiner Goldgulden zurückgehen. In der nächsten erhaltenen Steuerliste vom Jahre 1532 sind für Rodheim 33 Einwohner benannt. Auch diese sind wohl als Haushaltungsvorstände zu verstehen. In ihr erfährt man dann auch etwas über die Besitzverhältnisse der Bürger. Es waren:

Becker Henn – ein Haus, 12 Morgen Eigenland, 82 fl Steuerkap. 1/3 steuerfrei
Kontzeln Clais – ein Häuschen, 1/2 Morgen Eigenland, 6 fl Steuerkaptil

Kontzeln Jakob - Besserung für einen Hofes des W. Dudenh. 40 fl Steuerkapital
Crombach Johann u. Frau - von Heupten
Kontzeln Hans u. Frau - von Heupten
Erbes Krein Henrich u. Frau - von Heupten
Gerlachs Cunradt - Monchs Hof 50 fl Steuerkapital
Hauben Johann u. Frau - von Heupten
Heirtmanns Hens Johann - Lesch, Holzapfel 84 fl Steuerkap., 21 Schafe
Heirtmanns Hens Niclos - Lesch 48 fl Steuerkap., 50 Schafe
Peter Kuehirt u. Frau - von Heupten
Hermann Leinweber - von Heupten
Menges Henchen - Dorings Hof 100 fl Steuerkapital
Peter Meurer - pp = deum
Velten Moller - Wolfskehlsche Mühle, ein Häuschen, ein Scheuerchen 30 fl Steuerkapital
Moln Johann u. Frau - von Heupten
Moln Ludwig u. Frau - von Heupten
Nelius Ursel - von Heupten
Hans Scherer u. Frau - von Heupten
Ruefels Mebs - Wolfskehl Hof 40 fl Steuerkapital
Rueln Gelchen - von Heupten
Schieferstein Hermann - 2 Häuschen, Scheune, 8 Morgen Eigenland, 78 fl Steuerkapital, 50 Schafe
Cuntz Schmidts Anna - ein Haus, Scheune 2 1/2 Morgen Eigenland, 30 fl Steuerkapital
Johann Schneider u. Frau - von Heupten
Stro Henrich u. Frau - von Heupten
Strohenchens Gela - von Heupten
Hedrich Stutzmeußer u. Frau - von Heupten
Udwers Henrich - Holzapfel, 1/2 Udwers Hof, 12 Morgen Eigenland, 200 fl Steuerkapital
Hans Waldschmidt - Hof Deutsches Haus Marburg, Scheune, 1 Morgen Eigenland, 26 fl Steuerkapital, 25 Schafe
Hermann Waldschmidt - ein Häuschen, ein Scheuerchen, 3 Morgen Eigenland, 18 fl Steuerkapital
Johann Bellersheim - ein Haus, Scheune, 3 1/2 Morgen Eigenland, 39 fl Steuerkapital
Gelchen Beckerßen - von Heupten
Feilings Kreinche - pp = deum

Es gab 42 1/2 Morgen Land in der Gemarkung privaten Besitz, alles andere war herrschaftliches Land. Insgesamt wurden 146 Schafe gehalten. Die Liste der Pferde und Kühe, die es mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit auch gab, existiert wohl nicht mehr.



RODHEIM AN DER BIEBER
ALTES RATHAUS

Johann Schneider u. Frau - von Heupten
Stro Henrich u. Frau - von Heupten
Strohenchens Gela - von Heupten
Hedrich Stutzmeußer u. Frau - von Heupten
Udwers Henrich - Holzapfel, 1/2 Udwers Hof, 12 Morgen Eigenland, 200 fl Steuerkapital
Hans Waldschmidt - Hof Deutsches Haus Marburg, Scheune, 1 Morgen Eigenland, 26 fl Steuerkapital, 25 Schafe
Hermann Waldschmidt - ein Häuschen, ein Scheuerchen, 3 Morgen Eigenland, 18 fl Steuerkapital
Johann Bellersheim - ein Haus, Scheune, 3 1/2 Morgen Eigenland, 39 fl Steuerkapital
Gelchen Beckerßen - von Heupten
Feilings Kreinche - pp = deum

Es gab 42 1/2 Morgen Land in der Gemarkung privaten Besitz, alles andere war herrschaftliches Land. Insgesamt wurden 146 Schafe gehalten. Die Liste der Pferde und Kühe, die es mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit auch gab, existiert wohl nicht mehr.

Die vom Jahre 1542 erhaltene Steuerliste ist wesentlich ausführlicher. Von diesem Jahr ist auch die Viehliste erhalten geblieben, so daß man auch die Anzahl der Pferde und Kühe, die gehalten wurde, erfassen konnte. Die Anzahl der Schafe ist in diesen zehn Jahren auf über das Doppelte gestiegen. Das in privatem Besitz befindliche Land ist um 10 Morgen auf 32 1/2 Morgen geringer geworden. Die Haushaltungen sind dagegen auf 45 gestiegen und somit auch einige neue Namen hinzugekommen, abgesehen von denen, die aus den Familien des Dorfes das steuerpflichtige Alter erreicht und vermutlich auch geheiratet haben. So gibt es zum Beispiel 1542 kein Biber mehr, dafür aber außer Johann Bellerßheim noch einen Wigel Bellerßheim. Natürlich waren alle diese Namen im Laufe der Jahrhunderte Wandlungen unterworfen. Manche haben sich so erhalten, wie sie damals waren, aber viele haben sich verändert. So ist aus dem damaligen Heirtmann später Hartmann geworden. Aus dem damaligen Rueln dürfte der Name Rühl entstanden sein. Einige sind ganz ausgestorben, andere starben aus und kamen später wieder. Natürlich gab es zu dieser Zeit auch schon, wie man heute sagen würde, Umzüge, jedoch durften diese nur mit Genehmigung der Beamten des Fürsten unternommen werden und jedesmal eine Abmeldegebühr und an dem neuen Ort eine Einschreibgebühr bezahlt werden. Man mußte sich einkaufen, um ortsberechtigter Bürger zu werden, blieb aber trotzdem leibeigener Untertan des Landesherrn.

Ob in den nächsten zehn Jahren die Bevölkerung wieder abnahm, kann man jetzt nicht mehr ergründen. Immerhin sind in einer Liste von 1555 nur 13 Namen genannt. Es waren:

Rodheim a. d. Bieber - Türkensteuer 1542

Hpt. = standen i. d. Liste „Von Heupten", sind ohne Grundbesitz - VL = standen i. d. Viehlisten, ohne Grundbesitzangabe, H = Haus, Hch = Häuschen, bHch = „boes Heusche", Sch = Scheune, E = Eigenland, gp = gepachtet, vp = verpachtet, Pf = Pferde, K = Kühe

Name	Hpt VL	Besserung 1)	Haus	Sch.	Hof	Steuer kap. fl	Eig.L. Morg.	gp	vp	Steuer kap. fl.	Pf	K	Schafe
Eva Beckersen	VL		--	--	-	-	--					2	
Gela Beckersen	Hpt		--	--	-	-	--			---		1	
Becker Henn I		bachfr. Hof 1/3				70					2	4	
Johann Bellersheim II			H	Sch	1	30	2¾			9	2	3	
Bellersheim Wigel (kl. neu Hch)			Hch			8						1	
Konckeln Clais			Hch	Schch		16	1½			3		2	
Contzeln Jacob III		Wygel Dudenh.				40						6	50
Erbes Krein Heinrich u. Frau	Hpt		--	--	--	--	--			--	-	-	-
Gerlachs Cort IV		Joh. Mönchs H.				50					2	2	
Wilhelm Heinrich	VL		--	--	--	--	--			--		4	
Heirtmanns Joh. (1518: Hartmann)	VL		--	--	--	--	--			--	-	-	37
Heirtmans Hens Johan V		Max Lesch				84					3	7	
Heirtmans Hens Niclos VI		Max Lesch											
erscheint i. der Viehliste als		⅓ Gontrums				33	3			15			
Niclaus Hofmann											5	12	80
Menges Joist	VL		--	--	--	--	--			--		2	
Menges Henchen VII		Ph.-Dorings H.				100	--			--	4	4	
Peter Kuhhirt/Hirt u. Frau	Hpt			--	-	--	--			--		2	
Hermann Leinweber u. Frau	Hpt		--	--	--	--	--			--	-	-	-
Velten Metzler	VL		--	--	--	--	--			--		1	
Ebert Moller	VL		-	-	-	-	-			-		1	
Ursel Mollerin	VL		-	-	-	-	-			-		1	
Velten Moller (ist es Metzler?)		Wolfk. Mühl	Hch	Schch		30							
Moln Johan u. Frau	Hpt		-	--	--	-	-			-	2	3	
Moln Ludwig u. Frau	Hpt		-	-	-	-	-			-	-	-	-
Nelius Ursel (ist es d. Mollerin)	Hpt		-	-	-	-	-			-	-	-	-
Ruefels Mebs IX		Wolfsk.				40						2	
Sack Erben	VL		-	-	--	-	-			-		4	
Hermann Schieferstein			2 Hch	Sch		30	7½			38	5	8	61
Schiefersteins Peter (neu Haus)			H(neu)										
Cuntz Schmitts Anna			H	Sch		15	1¾			15		1	
Hermann Schmit			Hch	Schch		12	3			6		3	
Johann Schmitt	VL		-	-		-	-			----		1	
Hermann Schneider (neu Haus)	VL		H									1	
Johann Schneider	Hpt		-	-		-	-			--		1	
Michael Schubert	VL		-	-		-	-----			---		1	
Stroheinrich u. Frau	Hpt		-	-		-	-			-		2	
Strohenches Gela	Hpt		-	-		---	-			---		1	
Strohenckel	VL		--	--		--	--			---		1	
Hedrich Stutzmeußer u. Frau	Hpt		--	--		---	--			---		-	-
Udwers Heinrich X		Holzapfel H.	½ Udwers Hof			60	12			140	5	10	83
Udvers Merten - neu Haus			H (neu)			10						1	
Ludwig von Vers	VL		--	--		--	--				2	2	
Hans Waltschmit XI		Deutsch. H.		Sch		?/10	1			6	4	10	
Contzelnhans u. Frau	Hpt		-	-		-	--			-	-	-	-
Hans Bender	VL		-	--		--	--			-		1	
										36	107	311	

I) Becker Henn: Bess. an Gütchen Bachfreier Hof und 12 Morgen dazugeh. Land zum 3. Teil
II) Joh. Bellersheim: . . . und zwei Gärten
III) Contzeln Jacob: Bess. uff Wygeln Dudenhofens Hof u. Länderei
IV) Gerlachs Cort: Bess. uff Johann Monchs Hof u. Länderei
V) Heirtmans Hens Johan: . . . sein etwen Helgengüter gewesen aber Marx Leschen Güter sein Bess. darauf
VI) Heirtmanns Hens Niclos - . . . Sein Wohnhaus, Hof u. Scheuer ist Marx Leschen Lehengut
VII) Menges Henchen: Bess. uff Philips Dorings Hof u. Länderei
VIII) Velten Moller: Bess. uff Ebert Wolfkeels Mühle
IX) Ruefels Mebs: Bess. uff Haus, Hof und Scheuer Eberten Wolfkeeln zuständig
X) Udwers Heinrich: Bess. uff Holzappels Hof u. Länderei
XI) Hans Waltschmit: Bess. uffm Hof den Deutschen Herrn zu Marburg zuständig

1) Besserung bzw. Überbesserung = der Ertrag, den ein Pächter über den Pachtbetrag hinaus gewinnt.

der Benner
Contzeln Claß Cuntzen Johann
Hartmanß Johann
Henckel
Christofel Hofmann
Hofmanß Hen
Velten Metzler
Sack Erwen (Erwin) (Erben)?
Herman Schmidt
Herman Schneider
Wilhelm
Peter Zimmermann

Es besteht allerdings die Möglichkeit, daß für dieses Jahr auch das zutrifft, was unter der Liste des Jahres 1482 stand. „item waß der anderen noch ist sitzen uff fryen Hofenn vnd geben nichts." Diese Leute waren also steuerfrei. Außerdem sind in dieser Liste auch keine armen Leute erfaßt, so daß hier nur die steuerzahlenden Haushaltungen benannt zu sein scheinen. Folglich kann man daraus keinen Schluß auf den Bevölkerungsstand des Dorfes ziehen.

Quellen:
Akten Staatsarchiv Marburg;
Akten Staatsarchiv Darmstadt;
Chronik und Kirchenbücher Pfarrei Rodheim.

Literatur:
Archiv für Hessische Geschichte und Altertumskunde band 9;
Hugo Heymann: Die Mark Rodheim;
Adrian van der Hoop: Die Geschichte der Schmitte;
Festschrift des SKG Rodheim 1888 von 1964.

„Dreschers Muotte" in Garbenheim, das Stammlokal der Bergleute in früherer Zeit

von Erna Schäfer

Die Haupteinkommensquelle für die Waldgirmeser war früher neben der Landwirtschaft die Arbeit im Bergwerk. Zwischen Waldgirmes und Bieber war eines der Bergwerke, der Rote Strauch, in der Mundart „rure Strach" genannt; das andere war bei Garbenheim die Grube Raab, „Roabs Grupp" genannt.

Wenn es auch harte Arbeit war, gönnten sich die Bergleute auch ab und zu einmal frohe Stunden. In Garbenheim war ihr Stammlokal „Dresches Muotte". Dort wurden auch manchmal Überstunden gemacht. Dann kam es vor, daß einer den Weg nicht mehr nach Hause fand. Die Arbeitszeit war auch früher noch nicht so geregelt wie heute, und es gab manchmal harte Bestimmungen. Einem jungen Burschen soll es so ergangen sein, wie es in dem folgenden Gedicht geschildert wird.

Wann me hau muol denkt o freujre Zeire,
däi goaut aalt Zeit woar aach nirt imme schie,
Wer nirt off die Landwirtschaft konnt bleiwe
hat nirt viel Wuohl, der mußt irns Bergwerk gie.

Däi konnte aach muol vo de Erwet schwätze,
do goabs koan Urlaab irn koa Feieschicht,
däif inne de Er groawe, hacke irn schäppe,
bei Toa oawe bei Noacht woar den je Pflicht.

Bei ihr schwier Erwet mußte se noach laafe
noach Goarmenum oawe bein rure Strach.
Do fuohlt es Gerld zoaum Foahroad noach se kaafe,
sechs, oacht Kirn se eniehrn, doas woar so e Sach.

Doach woann se muol bei Dresches Muotte kome,
do goabs goar oftmuols Bergmanns Stelldichirn,
irn goaure Stimmung sassese dann sesome,
trunke ihr Schnäps, doochte nirt o Frau irn Kirn.

Doas woard aach freuje nirt so kromm genomme,
koome se spete offgeheitet o,
die Fraa oawe Muotte dert je aach mul bromme,
se woar fruh, wann se gesuond woarn wirre do.

Doch de Lui, der derts oftmuols üwetreiwe.
Iem Winte, wann schien koan Mond irn Stern,

dert er bes ien die Miettenoacht bleiwe,
sei Fraa mußt en suche met de Latern.

De Karl als junge Bursch wollt sich verlowe,
doas dert noach viel bedeure, wäis so freuje woar.
Vo de Grupp koom do irn Befehl von owe,
ei, er mußt de Owed off die Schicht sogoar.

Sei Schätzche wollt sich goarnirt drieste losse,
er druchts o sich, es woar em aach goar schwier.
„Mein läiwe Schatz", saare, „sei unvedrosse,
glaab mesch, de Owed sein aich häi bei dir."

Schwier ims Herz irs se off die Schicht gegange,
er woar gewitzt irn aach koan domme Bub
irn hats gewoogt, wirst s richtig osefange,
sich hoamlich fortgeschliche aus de Grub.

Freudig iem Galopp irs se durch die Wisse,
hamgelaafe, sich anescht ogedo,
sei Koathrin fäil em irm de Hals met Küsse,
woas e Freud, wäi er ihr de Ring dert o.

Joa woahre Läib irn Glück woar doas noach freuje;
doas goab e Verlowung irn de Scherlleschgass,
de Karl, der dert sei Doat aach nirt bereuje,
wäi e do so glücklich bei seim Bräutche sass.

Wäi de Morjet gewechselt woard die Schicht
woare do, woas hats sesoa, wen gengs o,
wäi irn wu de Karl hat erföllt sei Pflicht,
irn die Direktion hat naut efoahrn dovo.

BERGSTADT, KIRCHE
JULI 1985

Heimat

Bergstadt **Waldgirmes**
Nordmähren **Hessen**

vom Herta Pfeiffer

Es ist sicher für viele interessant, etwas von der Besiedlung des nordmährischen Landes zu erfahren. Leider sind über den genauen Ablauf nur wenige Daten bekannt. Aber fest steht: Im 12./13. Jahrhundert gaben die damaligen Grundherren Teile ihres nicht oder nur sehr dünn besiedelten Besitzes zur Neuansiedlung von Bauern frei. Es kamen deutsche Kolonisten aus Hessen, Niedersachsen, Thüringen, Franken und vom Niederrhein. Bergleute kamen aus dem böhmischen Erzgebirge.

Mit ihren wenigen Habseligkeiten wanderten diese ersten Siedlerfamilien vom Westen in ostdeutsches Land ein. Sie begannen mit primitiven Geräten den Wald zu roden und Land fruchtbar zu machen. Die Arbeit war sehr schwer, die rauhen Stürme des Altvatergebirges vernichteten die Ernte gar zu oft.

Diese ersten Kolonisten legten den Grundstein für den Aufbau und die Entwicklung unseres Landes. Seuchen, Kriege und Katastrophen verschonten auch dieses Gebiet nicht. Trotz aller Nöte ist es blühend geworden. Wir sind stolz auf unsere nordmährische Heimat.

Das Ende des Zweiten Weltkrieges brachte einen entscheidenden Einschnitt in der Geschichte.

1945 am 6. Mai kam der Auftrag, Bergstadt freiwillig zu räumen. Ein Teil der hier aus Schlesien einquartierten Flüchtlinge zogen mit ihren Trecks Richtung Mähr.-Schönberg.

In der Nacht vom 6. zum 7. Mai wurden die Panzersperren von der Wehrmacht geschlossen. Von der Bevölkerung wurden sie gewaltsam geöffnet, um unnötiges Blutvergießen zu vermeiden. Um 10 Uhr kam schon die russische Vorhut.

In Gegenwart meines Vaters, Franz Liebisch, der in den Kriegsjahren Bürgermeister von Bergstadt war, wurden die Gemeindegeschäfte einigen Tschechen übergeben. Zwei Deutsche, der Rentner Johann Liebisch und der Landwirt Franz Theindel wurden von den Russen in unserer Gemeinde erschossen. In aller Stille wurden sie am 12. Mai beigesetzt.

Am Sonntag, den 13. Mai, mußten die männlichen Einwohner die Panzersperren beseitigen. Das gesamte Vieh wurde zusammengetrieben und im Erbgericht in Hangenstein gesammelt. Am 17. Mai wurde in Römerstadt schon wieder der erste Eisenbahnzug abgefertigt. Die Strecke Olmütz war somit befahrbar. Die

deutsche Bevölkerung mußte am linken Arm einen gelben Streifen tragen und auf der Brust einen 10 cm großen Leinenkreis mit einem schwarzen N = neměc (deutsch).

1946 am 4. Feber ging der erste Transport ab. Es waren 120 Bergstädter, die Abschied nahmen. Im Lager Janowitz wurden den Deutschen alle guten Sachen und Wertgegenstände abgenommen. Mit 50 kg Gepäck verließen sie ihre Heimat. Dieser Transport kam nach Schlüchtern und Umgebung. Der zweite Transport, zusammengesetzt aus verschiedenen Gemeinden des Kreises Römerstadt, ist am 4. April aus dem Lager Janowitz abgegangen. Die Fahrt ging über Prag, Fürth i. W. nach Wetzlar. In Finsterloh standen Baracken für die Unterkunft bereit. Dort blieben wir etwa eine Woche bis zur Aufteilung des Transportes. Die Bergstädter wurden in Wißmar und Waldgirmes untergebracht.

21 Bergstädter kamen nach Waldgirmes.

Flach
Anna — gestorben 1955 in Waldgirmes

Martinek
Auguste — verzogen nach Wetzlar

Hofmann
Anna — verzogen nach Naunheim
Norbert — "
Werner — "

Müller
Adolf — gestorben in Naunheim
Hedwig — gestorben in Naunheim

Hönigschmid
Gustav — gestorben 1959 in Waldgirmes
Anna — gestorben in Waldgirmes
Ottilie — gestorben 1958 in Waldgirmes

Hönigschmid
Josefa — verzogen nach Säckingen
Ingeborg — "

Kastner
Emilie — gestorben 1974 in Waldgirmes
Emma — verh. mit Reinhold Best, Waldgirmes

Konvitschka
Ida — verh. mit Heinz Müller, Waldgirmes

Leiter
Engelbert gestorben 1966 in Waldgirmes
Anna gestorben 1953 in Waldgirmes

Liebisch
Franz gestorben 1953 in Brandoberndorf
Marie gestorben 1953 in Brandoberndorf
Maria verh. Fischer, Brandoberndorf
Herta verh. mit Alfred Pfeiffer, Waldgirmes

Später kamen nach Waldgirmes:

Hönigschmid
Gustav gestorben 1971 in Waldgirmes
Anna
Josefine gestorben 1949 in Waldgirmes

Thrämer
Josef gestorben 1979 in Waldgirmes
Anna
Erich

Eine neue Bleibe mußte geschaffen werden. Von früh morgens bis spät abends begann ein Abmühen und Plagen. Viele Vertriebene brachen unter dieser schweren Last zusammen.

Jetzt will ich in unserer Mundart erzählen, damit auch diese nicht vergessen geht.
Unsre Sprouch geheert zur schleseschn Mundoart. Foast jed Ortschoaft hoot a bessla oandern Dialekt. Rechtech Bergsteederesch gesprochn, hommer vöj „a" om End. De Mundoart wöjn mer nie vergassn, se ees a Steckla vo dahäjm.

Vöj Vertriebene sein nochn Vertreibn aach ei Waldgirmes gebleen. Ein Oafong kunnt mer de Sproach vo dooh dan Leitn schlacht versteen. Mer doachtn zuerscht, inne naä, wou saiber dooh oaber hengeroutn. De woußten niemöj woas a Punzldeppla ees, woas Potschn sein. Oaber eeberöj werd höjt oandersch teschkeriert.

Beim Eikaafn woar doas a so a Soach. Dahäjm verloangtn mer ei Deka un Kilo. Doas woar a Umstellerei! Mer kimmt rechtech ei Rasche, emmer mehr föjt am ei, wenn mer oa dahäjm denkt. We oft benn eech als klaene Zwack eim Bindergaßla hochgelaafn un ho unounterbrochn zummer gesäht: „Finf Deka Hefn, finf Deka Hefn", dermet eech bloos doas nie vergaß, bess eech beim Bäck woar. Doas Zouckerla, doas eech emmer donn dooh kregt ho, spier eech etz nooch off der Zung.
Doos Laabn geng wetter. Mer junge Leit hottns lechter. De Ödern, bei dene woars hoart, s' wurd offt geflennt un geraazt.

Eech hoo an Eiheimischn geheiert. Der woaßt met vöj Ausdreckn nischt oazufonga. Schipplnech hommer sech geloacht eeber so monch Soachn. Dooh hottn mer verschiedne Werter fir dössöjbe:
Kaxfiol (Blumenkohl), Fisolen (Bohnen), Paradeiser (Tomaten), Ärpl (Kartoffeln), Kren (Meerrettich), Schmeten (Sahne), Ribiselen (Johannisbeeren), Kopstapp (Grippe) usw. Derhäjm geng mer eis Grienzeiggeschäft, ei Waldgirmes woar der Gemüsmoann gleich ei der Nopperschoaft.

So verginga de Joahr. Wou sein de Zeitn heen, wou eech de Patschhandlen vou meinen Mädlen noohm, un mer zousomma ploppertn:
„Doos ees da Damma, der schettelt de Pflamma,
der klaubt se auf, der träjt se haim -
un der Klaine moacht se olla hamm nei."

Wenn ich am Fenster sitze und dichter Nebel hüllt das so herrlich schöne Lahntal ein, denke ich oft „oa doos Versla", das ich als kleines Mädel an so einem trüben Tag immer plapperte:

„Nabel, Nabel, schweng dech off de Gabel,
schweng dech off zur Himmelstir,
loaß de lieb Sunn avier."

Je älter man wird, desto öfters denkt man an die Zeiten der Kindheit und der Jugend. Längst Vergessenes wird wieder wach, ein Erinnern, ein Träumen beginnt. Diese Zeit war einmal, gesehen mit einem lachenden und weinenden Auge.

1983 Ende Mai - nach 37 Jahren war ich wieder in meinem Heimatort Bergstadt. Von hier erreicht man die Orte Reschen, Doberseik, Pürkau, Neufang und Hangenstein. Eine Stunde geht man nach Römerstadt.
Im Garten meines Elternhauses blühte weißer Flieder, Tränendes Herz und Pfingstrosen. Der Fliederbaum stand noch an der alten Stelle - als wäre die Zeit stehen geblieben. Drei kleine tschechische Kinder bringen Leben in unser Häuschen. Wir waren damals auch drei Geschwister, die hier die Kindheit und Jugend verlebten.

Die Kirche in Bergstadt ist in sehr gepflegtem Zustand, sowohl innen als auch außen. Die alte Orgel steht unter Denkmalschutz und darf nicht mehr gespielt werden. Eine neue Orgel steht davor. Die Schule hat einen Anbau erhalten. Aus Reschen, Doberseik, Eisenberg, Pürkau, Merotein, Neufang und Hangenstein werden die Kinder in der Bergstädter Schule unterrichtet.

Der Friedhof ist aufgelassen. Die Verstorbenen werden in Hangenstein beerdigt. Ein Grabstein mit der Statue der weinenden Mutter steht einsam am Rande. Fast unleserlich ist die Inschrift auf dem Friedhofskreuz, das verlassen zwischen zwei alten Linden steht:

„DIE SECHS ZECHENHÄUSER DES URALTEN VON KAISER FERDINAND I. IM JAHRE 1542 MIT BERGORDNUNG VERSEHENEN SILBERBERGBAUES BERGSTADT-HANGENSTEIN WURDEN VON KAISER RUDOLF II. 1580 ZUR KAISERLICH FREIEN BERGSTADT ERHOBEN UND HÖCHST DIESELBE GEBAUT."

Von der Bergstädter Kunau erreicht man den Mühlwald. Durch dieses schöne Tal fließt der Hangenbach, der in den Neufänger Sümpfen entspringt. Der Weg zum Reschner Wasserfall ist wildromantisch. Die Sonne schien an diesem herrlichen Maisonntag durch die alten Bäume und strahlte den Uhufels an. Auf der rechten Seite ist Steingeröll, genannt das „Wüste Schloß". Der Hangenbach und das Pürkauer Bächlein treffen an diesem sagenumwobenen Ort zusammen, von welchem man folgendes erzählt:

„Sidonia war die einzige Tochter von Graf Heidenreich in Tirol.

Wegen eines unwürdigen Verhältnisses mit dem Diener ihres Vaters wurde sie verbannt und kam in unsere Gegend. Der Vater kaufte einen Teil des Gutes Rabenstein und ließ ihr mitten im Wald ein Schloß erbauen. Niemals mehr durfte sie in ihre Heimat und zu ihrem Vater kommen. Auch nicht nach der Geburt eines Sohnes. Diesen ließ Graf Heidenreich sogleich holen.

Verlassen und geächtet lebte sie dahin. Als Sühne für ihr Vergehen ließ sie in Hangenstein ein Kirchlein erbauen. Sidonia bestimmte, daß sie nach dem Tode unterhalb des Einganges möchte begraben werden, damit jeder Kirchenbesucher sie mit Füßen trete.

Sie konnte von ihrem Vater niemals Vergebung wegen ihres jugendlichen Fehltrittes erhalten. Nach ihrem Tode wollte sie deshalb noch büßen, auf daß der Allmächtige sich ihrer erbarme und vergebe."

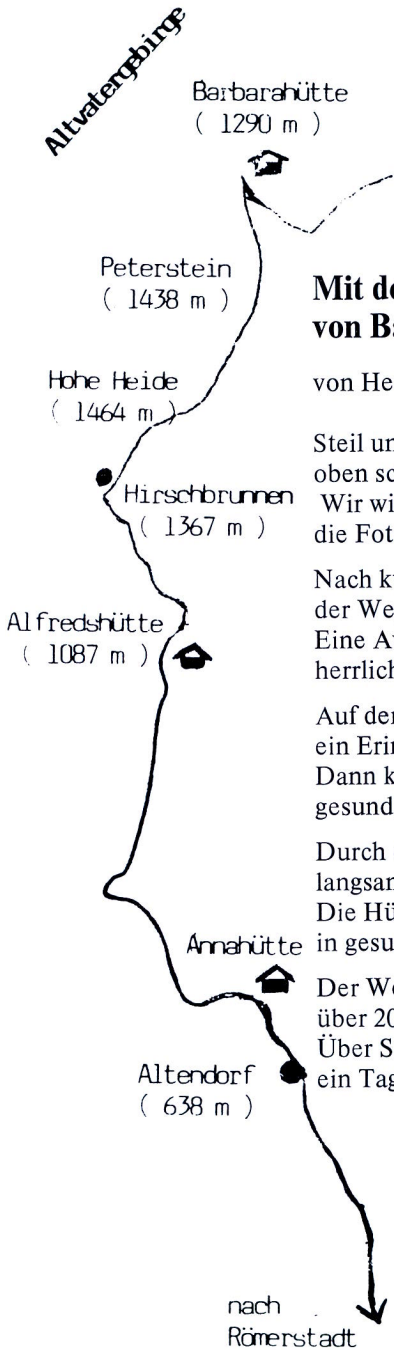
Sidonia Heidenreich wurde bei ihrer Kirche begraben. In alten Kirchenbüchern stand:

„Anno domini 1572 den 23.X. die Ehrenfeste Frau Sidonia Heidenreich von Fels aus Estino, Gott entschlafen, daß Gott gnädig sei, hier und dort, in Ewigkeit. Amen."

Das Holzkirchlein von Sidonia wurde abgerissen und unter Pfarrer Johannes Lux im Jahre 1812 von der Gemeinde Hangenstein viel kleiner aufgebaut.

Die Wanderung in das Altvatergebirge war ein Erlebnis. Auf der Hohen Heide zwischen Latschenkiefern und Heidegras legten wir eine Vesper ein. Es war gute Fernsicht und das Römerstädter Ländchen mit den versteckten Dörfern lag vor uns. Am Horizont erblickte ich sogar die Bergstädter Kirche.

Mein Blick schweifte zum Abschied noch einmal in die Runden. Adieu, in Waldgirmes habe ich wieder eine Heimat gefunden.



Mit den Mohrauern am 28. Mai 1983 von Bad Karlsbrunn zur Annahütte

von Herta Pfeiffer

Steil und beschwerlich ging es zur Barbarahütte,
oben schmeckte uns allen die heimatliche Schnitte.
Wir wischten uns von der Stirne den Schweiß –
die Fotoapparate liefen wegen der Landschaft heiß.

Nach kurzer Rast wanderten wir Richtung Petersteine,
der Weg war holprig und anstrengend für die Beine.
Eine Aussicht hier oben, vertraut, klar und schön,
herrlich ist die Heimat mit ihren Tälern und Höh'n.

Auf der Hohen Heide legten wir eine Vesper ein,
ein Erinnern „weißt du noch damals?" setzte ein.
Dann kam der Hirschbrunn' mit Wasser klar und rein,
gesund, erfrischend und labend wie der beste Wein.

Durch das Kanonenrohr ging es weiter zur Alfredshütte,
langsamer und müder wurden dabei unsere Schritte.
Die Hütte war geschlossen, Gras und Baumstumpf luden ein;
in gesunder Waldesluft konnte die Rast nicht schöner sein.

Der Weg zur Annahütte dehnte sich unendlich weit –
über 20 Kilometer gewandert – eine ganz lange Zeit!
Über Steine, Bäume, Geröll, Heide, Wiesen und Höh'n
ein Tag, den man nie vergißt: Heimat – **„Auf Wiedersehn!"**

Der Bau der hessischen Staatsstraße von Gießen nach Gladenbach!

Im Bereich der Gemarkungen von Heuchelheim, Rodheim und Fellingshausen

von Ernst Schmidt

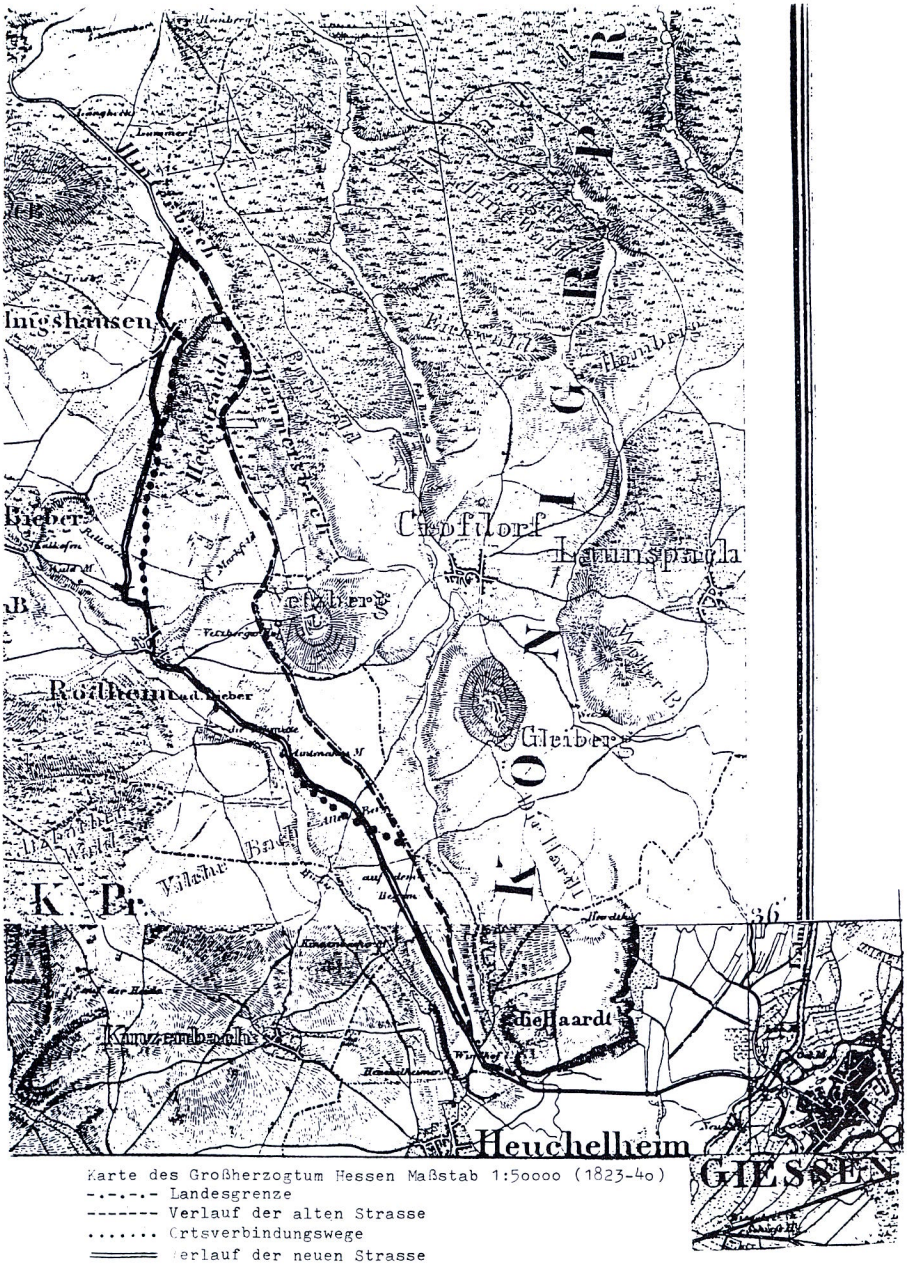
In der Gießener Straße von Rodheim, an der Mauer zum Gail'schen Park, gegenüber dem Haus Nr. 76 steht ein Stein, der auf den Bau der hessischen Staatsstraße zwischen Gießen und Gladenbach hinweist. Auf der oberen Rundung ist das Wort „Erbaut" eingemeißelt und auf der Vorderseite steht die Jahreszahl 1817/30. In dieser Zeit wurde die hessische Staatstraße von Gießen nach Gladenbach als Chaussee ausgebaut. Eine Straße gab es natürlich vorher dort auch schon, nur war diese nicht befestigt. Nach heutigen Begriffen ein etwas breiterer Feldweg. Die zum Teil früher anders verlaufende Straße war vermutlich schon sehr alt. Sie dürfte im wesentlichen mit der historischen, vielleicht sogar prähistorischen „Wayn" = Wagenstraße vom Main durch Hessen über Gießen - Biedenkopf - Wallau und weiter nach Westfalen, eventuell mit einem Abzweig nach Köln, übereinstimmen.

Vermutlich um das etwas abgelegene hessische Hinterland verkehrsmäßig besser zu erschließen, ging man um 1800 daran, eine feste (chaussierte) Straße zu bauen. Die Straßen verfügten bis dahin nur zum Teil über einen befestigten Untergrund. Bekanntlich zogen in alter Zeit die Straßen meist über die Höhen, wo sie festen Untergrund hatten und wurden nur ins Tal geführt, wenn ein Fluß oder Bach überquert werden mußte. Erst als man gelernt hatte, den Untergrund mit Steinmaterial zu befestigen, legte man auch Straßen in den Tälern an. Aber auch dann noch hatte man neben der befestigten, wahrscheinlich einspurigen Bahn, unbefestigte Spuren, sogenannte Sommerwege.

Über den Zustand mancher dieser Straßen gibt ein nachfolgender Auszug aus dem Buch von Friedrich Ludwig Walter, betitelt „Forstwirtschaft", Gießen 1803, Auskunft. Dort schreibt er:

„§ 638

Die durch den Wald gehenden Straßen müssen in fahrbarem Stand erhalten werden, so wie auch in derjenigen Weite, welche nach der schwächeren oder stärkeren Passage, zum Ausweichen, und für die Viehdrift erforderlich ist, damit die Fuhrleute nicht gezwungen werden auszubrechen, und Holz zu Schanden zu fahren. Kleinigkeiten hat der Forstbedienstete nach obigen Absichten sofort in Stand zu setzen, was aber von Wichtigkeit ist, zeigt er zuvor seiner Behörde an.


Heuchelheim
GIESSEN
Karte des Großherzogtum Hessen Maßstab 1:50000 (1823-40)
-.-.-.- Landesgrenze
------- Verlauf der alten Strasse
..... Ortsverbindungswege
═══ Verlauf der neuen Strasse

§ 639

So müssen auch die Fußpfade im Walde so eingerichtet werden, daß sie die Fußgänger auch zur Regenzeit und bequem gebrauchen können, weswegen sie Reisende zu Pferd zu schonen haben, welches man ihnen aber nicht zumuten kann, wenn die Fuhrwege so beschaffen sind, daß sie Gefahr laufen, mit ihren Pferden stecken zu bleiben ..."

Gleiches gilt natürlich auch für die Straßen und Pfade in der Feldflur.

Der Verlauf der alten Straße

Von Gießen aus führte die alte unbefestigte Straße durch das Neustädter Tor, über die 1582 erbaute erste steinerne Lahnbrücke, welche 1845–47 erneuert wurde und verlief entsprechend der Rodheimer Straße bis zu dem Damm der jetzigen Umgehungsstraße vor Gießen beim Autohaus Süd. Ab dieser Stelle folgte sie der jetzigen Trasse bis zum Windhof, einem früher sehr bekannten Ausflugslokal, das von Gießener Bürgern und Studenten gern besucht wurde. Er stand an der Stelle, wo heute die Hauptverwaltung der Firma Schunk und Ebe steht. Lediglich in der Steigung unterhalb des Windhofes wurde die Straße begradigt und die Steigung etwas gemildert.

Damit führte sie ca. hundert Meter östlich an dem damaligen Heuchelheim vorbei. Gleich hinter dem Windhof bog sie leicht östlich ab, beschrieb einen großen Bogen und lief dann in nordnordwestlicher Richtung, mit einigen Schleifen versehen, fast parallel zur jetzigen Straße, bis an dem Abendstern vorbei. Am „Halben Galgen", einem noch bestehenden Flurnamen an der Grenze zur Rodheimer Gemarkung hin, traf sie etwa hundert Meter östlich der jetzigen Straße mit der von Westen kommenden Abzweigung des Weges von Kinzenbach zusammen. Von dieser Stelle aus ging in östlicher Richtung ein Weg nach Gleiberg ab, in nordnordöstlicher Richtung lief einer nach Krofdorf und in nordwestlicher Richtung einer nach Rodheim. Auf dem von Kinzenbach kommenden und nach Gleiberg führenden Weg mußten in alter Zeit die Untertanen der Grafschaft Gleiberg aus der Gegend bis in den Hüttenberg ihren Zehnten nach Burg Gleiberg bringen.

In dem Abschnitt vom Windhof bis etwa hundert Meter nördlich dieser Stelle ist der Verlauf der Trasse weitgehend durch Bebauung, Ausbaggerung des Lehmes im Bereich der ehemaligen Tonwerke Abendstern und Aufschüttung eines Straßendammes zerstört. Weiter nördlich ist diese in einem auffallend breiten Feldweg noch erhalten, der damals, nachdem er die Abzweigung der jetzigen Straße nach Krofdorf überquert hatte, durch einen inzwischen mit Schutt verfüllten, etwa drei Meter tiefen und ca. 300–400 Meter langen Hohlweg verlief.

In diesem Hohlweg soll einmal ein Postraub stattgefunden haben. Wie alte Leute erzählten, sollen dort auch die Vetzberger Raubritter die als Pfeffersäcke bezeichneten Kaufleute auf dem Weg von Köln nach Frankfurt oder umgekehrt überfallen und beraubt haben. Einer der letzten war Henne Lesch I., der um 1480 starb. Er fühlte sich so stark, daß er, nachdem er mit anderen zusammen wieder einmal Frankfurter Kaufleute ausgeraubt hatte und von der Stadt Frankfurt zur Rede gestellt wurde, dieser den Fehdehandschuh hinwarf.

Im weiteren Verlauf zog die alte Straße in etwa nordnordwestlicher Richtung bis zur Grenze der Vetzberger Gemarkung und damit zur Landesgrenze zwischen Hessen und Nassau-Weilburg. Sie überquerte an dieser Stelle den Vinizialweg (Ortsverbindungsweg) von Rodheim nach Krofdorf. Das östlich davon liegende Gewann heißt heute noch „am Zollstock", ein Zeichen dafür, daß dort ehemals eine Grenze war, an der Zoll erhoben wurde. Von einem Zollhaus an dieser Stelle ist dagegen nichts bekannt.

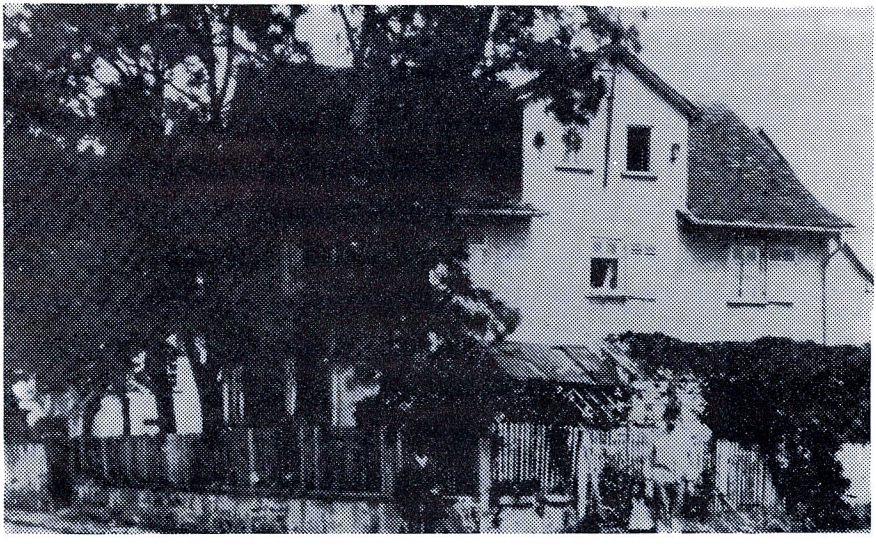
Weiter führte sie dann in einem großen, westlich ausschwingenden Bogen an der Vetzberger Gemarkungsgrenze und damit Landesgrenze entlang. Etwa einen Kilometer nachdem sie am Ortseingang von Vetzberg den Ortsverbindungsweg zwischen Rodheim und Vetzberg überquert hatte, wendete sie sich wieder von der Landesgrenze ab und zog in nordnordwestlicher Richtung, fast gerade auf den Heegstrauch zu, einem Waldstück zwischen Rodheim und Fellingshausen. Innerhalb dieses Waldes zog sie dann ca. 200 Meter vor Fellingshausen in großem Bogen nach Osten, machte im Tal des Hammersbaches wieder einen Bogen nach Norden, ging dort über eine Holzbrücke, deren Name in einem Fellingshäuser Flurnamen als Bollerbrücke noch erhalten ist und war damit auf der Trasse der jetzigen Straße von Krofdorf nach Frankenbach, der sie weiter in nördlicher Richtung folgte. Etwa einen Kilometer weiter nördlich an dieser Straße, in Höhe der Fellingshäuser Wasserkammer, gibt es einen Flurnamen „Am Zollhaus". Darüber fand ich im Staatsarchiv Darmstadt eine Urkunde, nach der dieses Zollhäuschen arg zerfallen und das Zollhaus am Neustädter Tor in Gießen von den französischen Truppen während des Siebenjährigen Krieges (1756–63) arg verwüstet worden war. Der Zollverwalter in Gießen stellte im Jahre 1763 einen Antrag bei der Regierung in Darmstadt auf Renovierung des Zollhauses in Gießen und Neubau dessen in Fellingshausen. Damit ist bewiesen, daß dort ein Zollhaus gestanden hat und daß man an dieser Stelle wieder an die hessisch-nassauische Grenze stieß. In diesem Bereich traf die neue Straße aus Fellingshausen kommend, mit der zusammen, die von der Bollerbrücke herkam, eingedenk dem Grundsatz, mit der gesamten Linienführung auf hessischem Gebiet zu bleiben.

Der Neubau des Zollhäuschens kostete übrigens im Jahre 1783 89 Gulden 42 Albus. Zwanzig Jahre hatte es gedauert, bis nach vielen Schreibereien hin und her, die Genehmigung zum Bau erteilt und der Neubau ausgeführt werden

konnte. Es gab dann einen Rüffel von Darmstadt wegen der Mehrkosten, der mit dem Hinweis pariert wurde: „... die itzo in diesen Zeitläuften bestehende starke Teuerung". Es war die Zeit nach dem Siebenjährigen Krieg. Dieselben Klagen hört man auch heute noch und außerdem, der Amtsschimmel arbeitete zu langsam.

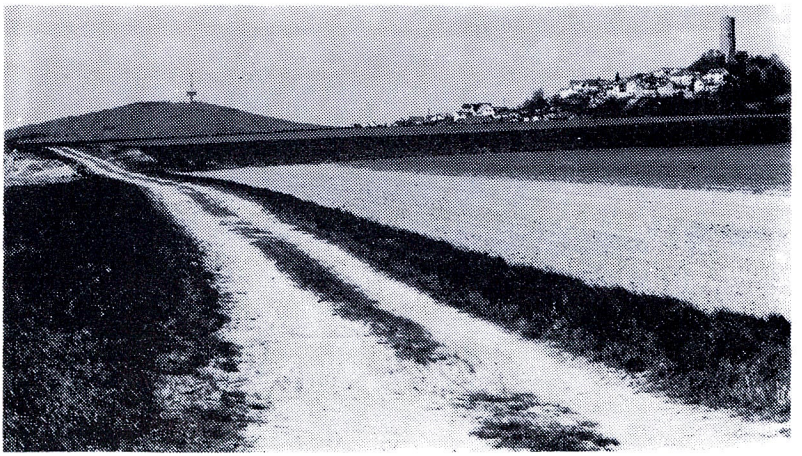
Der Beginn des Ausbaues und auftretende Hindernisse

Das Stück zwischen Gießen und Heuchelheim war zuerst ausgebaut worden. war aber, wie Dr. Reidt in seinem Buch „Heuchelheim bei Gießen" 1939 zitiert: „... infolge der vielen Kriegsfuhren und des schlechten Steinmaterials bald wieder in schlechte Verfassung geraten, weil gedachte Straße bei ihrer Erbauung zwar nicht schlecht, jedoch etwas zu schmal chaussiert (befestigt) worden war, wirklich unbefahrbar wird, indem der zu ihrer Chaussierung verwendete an der Hardt gebrochene, leicht verwitternde Tonschiefer, keine lange Dauer gewährte".



Daraufhin wurde die Straße mit Basalt in einer Breite von 22 Fuß chaussiert. Das entspricht ungefähr sechs bis sieben Metern. Für die Anfuhr des Baumaterials wurden die Gemeinden des II. Chausseebanns, zu dem damals das nördliche Oberhessen gehörte, herangezogen. Wie weit dieser Chausseebann ging, geht aus einer Tafel hervor, aus der die zugehörigen Ämter, die angefahrenen m^3 und sogar die Steinbrüche, aus denen die Steine angefahren wurden, zu entnehmen sind. Diese Tafel, entnommen aus dem Buch von Dr. Reidt, füge ich hier bei.

Ämter	Zahl der anzufahrenden Cubic mètres Steine		
	Hangelsteiner Steinbruch	Steinbruch auf der Annerödter Heide	Kleinlinder Steinbruch
1. Buſecker Tal		42	
Trohe		2	
2. Stadtamt Gießen, Kleinlinder			8
Wieſeck		15	
3. Amt Niederweiſel		10	
4. Amt Königsberg		72	
5. Amt Homburg a. d. Ohm		35	
6. Amt Hüttenberg		62	
7. Amt Gambach		20	
8. Amt Lich		27	
9. Amt Hungen		22	
10. Amt Grüningen		8	
11. Amt Münzenberg		9	
12. Gericht Engelrod		33	
13. Gericht Moos		16	
14. Gericht Londorf	38		
15. Landamt Gießen	98		
16. Allendorf a. d. Lumda	6		
17. Gericht Altenſchlirf	20		
18. Gericht Freienſtein	19		
19. Amt Rockenberg	10		
20. Amt Butzbach	36		
	227	373	8



Ob die Anfuhr des genannten Materials sich nur auf den Abschnitt der Straße in der Gemarkung Heuchelheim bezieht, geht aus den Unterlagen nicht hervor.

Die Heuchelheimer versuchten zu erreichen, daß die neue Straße durch ihren Ort geführt würde. Sie schickten deswegen sogar ihren Bürgermeister nach Darmstadt zu dem zuständigen Minister, um mit diesem zu verhandeln. Trotzdem wurde der Antrag mit der Begründung abgelehnt: „... daß dieser Umweg von 460 Klaftern (1150 m) zu je 10 Gulden 45 Kreuzer, mit anderen Ausgaben 6000 Gulden zu teuer würde. Man müsse die Straße im Dorf am Wasser entlang führen und den Bach durch eine Mauer zur Seite drängen, dadurch entstehe den Anliegern Wasserschaden. Letztlich hätten nur ein paar Wirte einen wirtschaftlichen Vorteil und das Publikum habe das Recht, in möglichst gerader Richtung auf sein Ziel zugeführt zu werden". Die oben angeführte Mauer und das zur Seite Drängen des Baches wäre erforderlich geworden, weil nicht genug Platz für die Straßenbreite inmitten des Dorfes vorhanden war. Heute ist das Dorf ohnehin bis auf beide Seiten der damals gebauten Straße herangewachsen und die Heuchelheimer dürfen froh sein, daß sie, dank der Weitsichtigkeit des damaligen Straßenbaumeisters Müller, die Abgase der Autos nicht auch noch im ganzen Dorf haben.

Nach Angaben von Rektor Frank Reif, Fellingshausen, war die Straße von Gladenbach her um 1800 bereits im Bau, während man nach Dr. Reidt im Bereich der Gemarkungen Heuchelheim und Rodheim noch drei verschiedene Trassen in Erwägung zog. Wenn dem so ist, muß sich der Bau durch die Ereignisse der napoleonischen Kriege und der Freiheitskriege, 1813/14, solange hinausgezögert haben, bis es hier größere territoriale Veränderungen gab. Vor 1815 war das Gebiet der Gemarkungen Krofdorf-Gleiberg und Vetzberg Nassau-Weilburger Territorium, danach wurde es preußisch. War also vor und nachher Ausland, was bei der Linienführung der Straße im weiteren noch zur Geltung kommt. Auf diese Verzögerung deutet auch der Hinweis von Dr. Reidt hin, daß das Stück zwischen Gießen und Heuchelheim zuerst ausgebaut worden war, dann aber, infolge der vielen Kriegsfuhren und des schlechten Steinmaterials, bald wieder in schlechte Verfassung geraten sei.

Ich führe diese geschichtlichen Daten hier an, weil man, wie oben schon erwähnt, drei Trassen in Erwägung zog. Dr. Reidt beschreibt sie alle drei, aber nur unter Erwähnung von preußischem Gebiet. Das war das Genannte aber erst seit 1815.

Bei ihm, wie auch bei Frank Reif ist immer die Rede von der westfälischen Straße, wie ich dies zu Anfang schon einmal angesprochen habe. Die drei vorgesehenen Trassenführungen waren:

1. Von Gießen über Krofdorf, in gerader Linie nach Frankenbach.
   Dabei hätte man durch viel preußisches, vormals nassauisches Gebiet gehen müssen.

2. Von Gießen über die Hardt nach Fellingshausen.
   Dabei wäre man in der Gleiberger Gemarkung wieder auf preußisches Gebiet gestoßen. Außerdem war der Aufstieg zur Hardthöhe nicht leicht zu erreichen und dann das Kropbachtal zu überqueren.

3. Der alten Straße nach dem Hinterlande zu folgen.

Man entschied sich für die letztere der drei Möglichkeiten, welche zwar einen gewissen Umweg bedeutete, dafür aber in ganzer Länge auf eigenem, hessischem Gebiet blieb. Damit folgte man im wesentlichen der alten Straße. Diese führte von Gießen bis vor Heuchelheim auf der gleichen Trasse, machte dann eine Rechtskurve, um im Bereich der Steigung zum Windhof in einem nach rechts ausschwingenden Bogen diese zu überwinden und nach einer weiteren Rechtskurve, weiter in nördlicher Richtung, den Windhof zu erreichen. Der aus der Steigung heraus in westlicher Richtung zum Heuchelheimer Mühlchen weiter führende Weg, wurde der Studentenpfad genannt und heißt auch heute noch so. In diesem Bereich wurde der östlich verlaufende Bogen innerhalb der Steigung begradigt und die Steigung etwas verflacht. Das erkennt man heute noch daran, daß im oberen Teil der Steigung beiderseits der Straße Böschungen von etwa einem Meter Höhe sind, während im unteren Teil der Steigung östlich der Straße das Gelände tiefer liegt, also dort im Straßenverlauf aufgefüllt wurde.

Dazu schreibt Dr. Reidt:

„Als Grund führte man Wasserschaden an und dann auch, weil beinahe sämtliches der Stadt Gießen nöthiges Brennholz diese Stelle passieren muß; bekanntlich ist nun ein Karrn oft nur mit einer Kuh bespannt, und es ist daher räthlich, die Abfahrt zu bequem wie möglich zu machen."

Dazu sei gesagt, daß damit zweirädrige einachsige Karren ohne Bremsen gemeint sind, bei denen die Zugtiere die ganze Last halten mußten.

Vom Windhof aus führte die neue Straße in schnurgerader Richtung auf Vetzberg zu. Eigentlich war geplant, in gerader Richtung bis zur Gemarkungsgrenze von Vetzberg und damit zur Landesgrenze zu gehen und von da aus der alten Trasse zu folgen. Jedoch hatten die Gemeindeoberen und Baron Adrian van der Hoop (1839–1909) von Rodheim beantragt, die neue Straße durch Rodheim zu führen. Dieser Antrag wurde genehmigt.

Späteren Generationen des Autozeitalters wäre eine Führung nach der ursprünglichen Planung über den Schafsweg unterhalb Vetzberg vielleicht lieber gewesen, aber von dieser Entwicklung hatte man damals noch keine Ahnung. Durch die neueste Baulanderschließung hätten wir sie ohnehin wieder mitten im Ortsbereich.

So kam es, daß man von der Stelle aus, wo die neue Straßenführung mit dem Ortsverbindungsweg nach Rodheim zusammentraf, die neue Straße in einer

langgezogenen Linkskurve in Richtung Rodheim abbiegen ließ. In dieser Kurve kreuzte ein als Abzweig von dem Kinzenbacher Weg kommender Weg die Straße und führte auf der anderen Seite als leichter Hohlweg in Richtung Krofdorf. Bekannt unter dem Namen „Hehemer Höhlche" - Hegumer Hohlweg. Dieser Abzweig wurde im Zuge der Feldbereinigung unserer Gemarkung im Jahre 1928 etwa 50 Meter nach Süden verlegt und ist heute als Asphaltstraße ausgebaut. Der alte Verlauf ist östlich der Straße in den Äckern noch als Mulde erkennbar.

Am Beginn der oben genannten Linkskurve bog der alte Ortsverbindungsweg westlich ins Tal ab und lief am Fuße des Westhanges her, über den folgenden Hügel, dann wieder am Hang entlang, bis er kurz vor der Amtmannsmühle aus dem Tal aufsteigend wieder mit der neuen Trasse zusammenlief. Die neue Straße verlegte man an den oberen Teil des westlichen Hanges, wo sie nach einer Geraden von etwa 500 Metern dem Hang folgend nach rechts abbog, um dann nach weiteren 200 Metern ein von Osten kommendes Tal durch Auffüllen des Grundes am Hang zu passieren und dadurch eine relativ scharfe Linkskurve zu bilden. Gleich dahinter stellte sich ein vorgeschobener Hügel in den Weg. Diesen trug man so weit ab, daß man genug Fläche für die Straßenbreite erhielt. Dadurch ergab sich gleich anschließend an die Linkskurve eine noch schärfere

Rechtskurve. Diese Kurven wurden vor einigen Jahren beseitigt. Dabei war man gezwungen, das Gestein zu sprengen. Auch schwere Bagger konnten nichts mehr ausrichten. Damit ist leicht zu erklären, warum man im Zeitalter der Handarbeit, mit Hacke und Schaufel, diesen Hügel umging, zumal es bei den Gespannfahrzeugen auf ein paar Kurven mehr oder weniger nicht ankam, wohl aber die dadurch entstehende Milderung der Steigungen von Vorteil war.

Gleich hinter dieser Kurve kommt aus dem Tal der alte Ortsverbindungsweg, stellenweise in seinem ehemaligen Verlauf noch sichtbar, wieder mit der neuen Trasse zusammen. Ab der Amtmannsmühle läuft die neue Straße auf der alten Trasse immer am Fuß des Hanges, etwas erhöht in einer langgezogenen Linkskurve und danach in einer Rechtskurve ins jetzige Dorf ein. Das von hier aus, bis zur Abzweigung Vetzberger Straße gerade verlaufende Straßenstück war damals von der Dorfseite her westseitig nur bis zur Schule und ostseitig bis zum Haus Gießener Straße 37 bebaut. An dessen Stelle standen allerdings zwei alte kleine Häuser. Dieses Stück wurde beiderseits mit breiten Straßengräben versehen, was uns später als es Baugelände wurde, zu verhältnismäßig breiten Bürgersteigen verhalf.

Hindernisse im Bereich des Dorfes

Bis einschließlich der Rechtskurve in der Mitte des Dorfes lief die Straße immer am Fuß des Westhanges entlang. Erst mit Beginn der Fellingshäuser Straße wurde das Gelände eben, um dann im Verlauf derselben wieder anzusteigen. Im Bereich des Dorfkerns, welcher schon beiderseitig bebaut war, mußten zwei Hindernisse überwunden werden. Vor dem Haus Gießener Straße 7 war ein Hang, um den die Dorfstraße noch etwas nach Westen ausbog und vor dem jetzt noch stehenden Stall des Landwirts Karl Gerlach, Haus Nr. 10/12, herlief. Auch die Gebäude und Umzäunungen der Anwesen 8 und 14 standen früher weiter zurück. Etwa 40 bis 50 Meter weiter mußte ein Bach überbrückt werden, durch den bis dahin noch eine Furt ging.

Nicht weit von dieser Furt wohnte von 1757 bis 1808 der berühmte Zauberschmied „De Schmiedkonrod", mit bürgerlichem Namen Johann Conrad Koth, seines Zeichens Schmiedemeister. Über dieses Haus wird an anderer Stelle ausführlich berichtet.

Es mußte also kurz hintereinander ein Hang abgetragen und eine Brücke gebaut werden, um die erforderliche Breite für die Staatsstraße zu erhalten. Vom Abtragen des Hanges erhielt man zwar Material zum auffüllen im Bereich der Brücke, das dürfte aber nicht ausgereicht haben. Bedingt durch den Brückenbau über den Froschbach, mußte die Dorfstraße (heute Gießener Straße) vor der Brücke bis zum heutigen Haus-Nr. 32 am alten Gäßchen, dahinter die Fellingshäuser Straße bis zum Abzweig Grabenstraße und die Bieberstraße bis hinter die nachfolgende Linkskurve aufgefüllt werden. Der jetzige Besitzer des Hauses Bieberstraße 4 erzählte mir, daß er vor seinem Haus in achtzig Zentimeter Tiefe auf

Pflaster gestoßen sei. Eine damals im Haus Gießener Straße 10 lebende Frau hat ihren Nachkommen erzählt, daß bei ihnen früher das Wasser zum Hof hinaus gelaufen sei, dieser also Gefälle zur Straße hatte. Heute hat diese Hofeinfahrt ein Gefälle von ca. 60 Zentimeter zum Hof. Das Haus Gießener Straße 7 stand nach Abtragen des Hanges einschließlich seines Kellers frei. Um einem möglichen Schaden an diesem Gebäude vorzubeugen, erhielt der Besitzer vom Staat eine Stützmauer vor sein Haus gebaut. Der damalige Besitzer hieß Jakob Gerlach und war fortan „De Mauerjob". Diesen Dorfnamen hat er seinen Nachkommen bis in die jetzige Zeit vererbt. Der genannte Froschbach verlief in meiner Jugend beiderseits der Straße noch offen, abgegrenzt durch eine Mauer aus großen behauenen Lungensteinen. Heute ist er an dieser Stelle nicht mehr zu sehen.

Die nächste Schwierigkeit entstand am Ausgang des Dorfes nach Fellingshausen. Dort lief die Dorfstraße durch einen Hohlweg mit ziemlicher Steigung zur Höhe auf der Hainbach. Um diese Steigung abzumildern, durchstach man den nordwestlichen Hang, ersichtlich an den beiderseitigen Böschungen in Höhen bis zu zwei Meter. Dahinter füllte man das Gelände zu einem ca. hundert Meter langen, teilweise bis drei Meter hohen Damm auf. Dadurch entstanden an dieser Stelle kurz hintereinander eine Links-und eine Rechtskurve. Weiter zieht die neue Straße in einem schwachen Linksbogen bis zum höchsten Punkt des Geländes, um dann nach einer leichten Rechtskurve gerade nach Fellingshausen zu verlaufen. Das Material für den Unterbau dieser Straße auf den sieben Kilometern, welche sie die Gemarkungen Rodheim und Fellingshausen durchschneidet, lieferte die Mark Rodheim aus ihren Steinbrüchen. Dazu schreibt Hugo Friedrich Heymann in seiner Dissertation „Die Mark Rodheim an der Bieber", Gießen 1921, S. 30:

„... Im Zusammenhang mit diesem großen wirtschaftlichen Werke der Mark sei gleich noch die letzte Leistung erwähnt, die sie für die Hebung des Verkehrs und der ganzen Wirtschaftslage vollbracht hat. Zu Anfang der dreißiger Jahre des vorigen Jahrhunderts ließ der hessische Staat die große Chaussee von Gießen nach Gladenbach bauen zur Erschließung des völlig abgelegenen, armen Hinterlandes. Sie durchschneidet die Gemarkungen Rodheim und Fellingshausen in ihrer ganzen Länge. Für die ganze Strecke von etwa 7 Kilometern hat die Mark die zum Unterbau nötigen Steine geliefert. Auch damit hat sie sich um ihre Dörfer einen Verdienst erworben, und da sie gerade in jenen Jahren sich auflöste, so hat sie sich durch diese letzte Leistung wenigstens einen guten Abgang gesichert".

Die Mark wurde im Jahre 1837 aufgelöst und ihre Rechte und Pflichten gingen auf die Gemeinden über.

Der alte Verbindungsweg (Vinizialweg) von hier nach Fellingshausen, welcher in dem Hohlweg zu Beginn beiderseitige Böschungen von über drei Meter Höhe aufwies, sich aber als Hohlweg bis zum höchsten Punkt des Geländes auf der Hainbach in Windungen verlor, wurde in diesem Teil als Fahrweg nicht mehr

benutzt. Außerhalb des Hohlweges verläuft er noch teilweise als Feldweg, bestanden mit einzelnen Obstbäumen, ca. 50 Meter östlich der neuen Straße nach Fellingshausen, bog aber erst bei der Gastwirtschaft zur Post nach links in das alte Fellingshausen ein. Die Häuser von Fellingshausen entlang der jetzigen Straße, bis zur Abzweigung nach Bieber, dürften alle nach diesem Straßenbau entstanden sein. Erkenntlich an den breiten Bürgersteigen, vergleichbar mit der Gießener Straße in Rodheim.

Kurz vor Fellingshausen steht in einer Wiese eine einzelne alte Eiche, „Die Toteneiche". An ihr lief früher der Ortsverbindungsweg vorbei. An dieser Eiche setzten die Träger, als noch alle Toten des Kirchspiels, zu dem Rodheim, Fellingshausen, Vetzberg und Bieber gehörten, auf dem Friedhof in Rodheim beerdigt wurden und noch alle getragen werden mußten, den Sarg das erstemal ab.

Der Hohlweg diente später einige Zeit als Zimmerplatz. In meiner Jugend lagerte dort der Holzvorrat eines benachbarten Stellmachers und eines Schreiners. Im übrigen war er Spielplatz für die Kinder der Erbsengasse (Fellingshäuser Straße), zu denen ich bis zu meinem achten Lebensjahr auch gehörte. Bei der Feldbereinigung in den Jahren 1928/29 wurde er in seinem oberen Teil durch einen neuen Feldweg gekreuzt und in diesem Zusammenhang aufgefüllt - der heutigen Sonnenstraße. Im unteren Teil diente er nach dem letzten Krieg lange als Müll- und Schuttabladeplatz.

Mitte der sechziger Jahre kaufte der Bäcker Erich Sommer das Gelände. Er baute unter Zukauf von westseitigem Land und Verbreiterung der Sohle dort im Jahre 1956 eine Bäckerei, der er 1965 ein Café hinzufügte.

Das alte Rathaus in Rodheim an der Bieber

von Ernst Schmidt

Vor einiger Zeit wurde im Rodheimer Ortskern, an der Ecke Gießener Straße/ Pfarrgasse, eines der ältesten Gebäude des Dorfes abgerissen: das alte Rathaus. Erbaut wurde es nach Schätzungen vor etwa 400 Jahren und war Schule und Rathaus zugleich. Mitten im Dorf, in der Nähe der Kirche, war es das Zentrum der Gemeinde. Es trug die Inschrift „Den Alten zur Ehre, den Jungen zur Lehre".

Hier waren schon Bürgermeister wie Christoph Schmidt (geb. 1657), Johann Philipp Reeh (geb. 1716), Johann Conrad Koth (geb. 1722) oder Johann Georg Wagner (geb. 1798) tätig: wohl auch der Kirchenvorsteher Wentzel Storck, dessen Name in einer unserer alten Glocken stand, (gestorben am 5. 9. 1667) dürfte dort gewirkt haben.

Im Erdgeschoß beherbergte es nur einen großen Raum nach der Gießener Straße zu, den Schulsaal. Einige noch lebende Bürger haben ihre ersten Schuljahre noch in diesem Haus absolviert. Da waren schon Lehrer wie Wentzel, Rodauge, Georgi, Hof, Voltz usw., die unsere Vorfahren in diesem Haus unterrichteten. Auch Philipp Wilhelm Heymann dürfte hier als Junglehrer angefangen haben. Außerdem war noch ein Flur und eine Abortanlage vorhanden.

Im Obergeschoß befanden sich zwei Räume. Der eine diente als Sitzungssaal für die Gemeindeväter, während der andere wohl als Küche verwendbar war. Das Amtszimmer des Bürgermeisters war damals in den meisten Fällen die gute Stube seines Wohnhauses, oder allenfalls die kleine Kammer im ersten Stock. Man kam noch mit sehr viel weniger Bürokratie aus als heute. Der Bürgermeister stand am Tage „bürgernah" neben dem Ortsdiener oder dem Schäfer auf seinem Kartoffelacker.

Unterkellert war nur der als Schulsaal dienende Raum. Natürlich bestand das Gebälk aus altem gehauenem Eichenholz aus den Rodheimer Markwäldern.

Das Haus hat auch als Aufbewahrungsort gemeinschaftlichen Eigentums gedient, u. a. für die Helme, Gurte, Uniformen und sonstiges Zubehör der Feuerwehr. Das Leiterhaus der Feuerwehr stand auf der anderen Seite der Pfarrgasse vor der Rabenauschen Scheune direkt gegenüber, das Spritzenhaus fünfzig Meter weiter auf der anderen Straßenseite neben Hanjesch Haus, heute Gießener Straße 6. So war alles in greifbarer Nähe.

Schulgebäude hat es schon mehrere gegeben. Wo heute die Leichenhalle steht, über den Standort des Kriegerdenkmals, die Familiengräber des Dekans Schmidt, der van der Hoop und von Fritsch bis hin zum Pfarrhof, hat ein Anwesen gestanden, welches Schule mit Lehrerwohnung und dazugehöriger Scheune und Stall für den Lehrer war. Dieses Anwesen wurde wegen Baufälligkeit in Pri-

vathand verkauft. Das kleine Gärtchen, rechts vom Pfad zwischen Pfarrgasse und Kirche ist noch ein Rest davon.

Im Jahre 1890 baute man in der Gießener Straße 23 ein neues Rathaus, ebenfalls gleichzeitig als Schule nutzbar. Hier wurde das Kellergeschoß als zweites Backhaus ausgebaut, so konnte man die Abwärme der Backöfen, welche jeden Tag drei- bis viermal angeheizt wurden, in den darüberliegenden Räumen nutzen. Auf den Backöfen direkt war ein knapp mannshoher Raum, „die Därr". Dorthin brachten die Dorfbewohner ihre Zwetschen, Apfel- und Birnenstücke auf mit Papier ausgelegten Kuchenblechen zum Trocknen. Ohne daß die Bleche besonders gezeichnet wurden, wußte jeder, was ihm gehörte, und es wäre niemand eingefallen, von einem anderen Blech etwas wegzunehmen. Das war noch dörfliche Gemeinschaft und Sinn für Zusammengehörigkeit - die neuerdings vielgepriesene Nachbarschaftshilfe haben unsere Vorfahren schon in den Kinderschuhen vertreten. Natürlich war dieser Raum von außen durch eine Stahltür abgeschlossen, und jeder Benutzer mußte sich den Schlüssel beim Gemeindediener holen. Das Backhaus wird heute noch von einigen Dorfbewohnern benutzt, während das andere inzwischen abgebrochen wurde.

Beim Bau dieses Hauses hatte man einen großen Saal als Schulraum und Sitzungssaal für das Gemeindeparlament, daneben einen Raum für die Bürgermeisterei und oben eine Lehrerwohnung vorgesehen. Inzwischen war es so weit, daß die Lehrer ein festes Gehalt bekamen und nicht mehr gleichzeitig Bauern waren. Wahrscheinlich war die Einwohnerzahl inzwischen so gewachsen, daß das alte Rathaus und das 1848 angekaufte „Rote Haus" mit seinen zwei Schulräumen nicht mehr ausreichten. Danach gingen dann die kleinen Abc-Schützen (erstes und zweites Schuljahr) im alten Rathaus zur Schule, das dritte und vierte Schuljahr war im neuen Rathaus untergebracht, und die Großen gingen in die „Höhns und Heymanns Schul". Das war das ehemalige Rote Haus in der Gießener Straße 46, in welchem auch Lehrer Höhn und Heymann wohnten. Die Schulsäle waren oben und die Lehrerwohnungen unten.

In den ersten Jahren dieses Jahrhunderts entschloß man sich, eine neue Schule zu bauen, um dem Zustand der geteilten Schulen ein Ende zu bereiten. Dazu bot sich der Platz hinter dem Roten Haus an. Man brach die dort stehende, nicht mehr benutzte Scheune ab und errichtete das neue Gebäude. Es war vorausschauend geplant: ein Haus, in dem man acht Schulräume einrichten konnte und noch vier Behelfsschulsäle. Es wurde mit Zentralheizung versehen, auch richtete man Brausebäder für die Schulkinder, für jeweils ca. 20 Personen, und Wannenbadkabinen für die Bevölkerung ein. Ein Wannenbad kostete damals 50 Pfennig, bei einem Maurerstundenlohn von vierzig Pfennig. Es war ja auch etwas besonderes, fast Luxus. Diese Anlagen waren im Keller der Schule eingebaut. Wir haben sie als Kinder jeden Samstag benutzt, für uns natürlich kostenlos. Wenn wir nicht raus wollten, drehte der Schuldiener Keller das Wasser einfach

auf kalt, dann gingen wir von selbst. Eine Hälfte des Gebäudes hat bis zu meiner Schulentlassung im Jahre 1932 noch ausgereicht, die andere Seite diente als Lehrerwohnungen.

Das „Rote Haus" (es stand da, wo jetzt der Schulhof ist) wurde am 10. September 1910 abgebrochen und dann die neue Schule eingeweiht. Nun konnten alle Kinder in einem Gebäude unterrichtet werden und das alte Rathaus hatte keine Funktion mehr. Auf seiner Freitreppe wurden auch keine Kaiser-Weck mehr verteilt. An Kaisers Geburtstag nämlich versammelten sich die Schulkinder auf der Freitreppe des alten Rathauses, sangen unter Anleitung des Hauptlehrers „Heil dir im Siegerkranz", erhielten zur Feier des Tages einen Kaiser-Weck (besonders großes Brötchen) und durften dann nach Hause gehen.

Das entbehrlich gewordene alte Rathaus kaufte etwa 1913 der Friseur Georg Schmidt IX., der dort sein Geschäft einrichtete. Er hat es in der langen Zeit, bis vor etwa zwei Jahren, zweimal in größerem Stil umgebaut. Sein Geschäft mußte er, nachdem es sein jüngster Sohn aus Gesundheitsgründen nicht mehr ausüben konnte, schließen, bewohnte aber das Haus mit seiner zweiten Frau, einer Schwester meines Vaters, bis zu deren Tod. Dann zog er zu einer Tochter, das Haus kaufte die Straßenverwaltung Dillenburg und brach es zusammen mit einem Teil der Gebäude des Nachbargrundstücks ab.

Das Brotbacken, eine schwere Arbeit der Hausfrau

von Erna Schäfer

Noch bis in die fünfziger Jahre wurde von den meisten Familien das Brot im Backhaus gebacken. Es gab in unserem Dorf drei Backhäuser. Das eine stand dort, wo jetzt die Metzgerei Failing ihre Parkplätze hat, das zweite in der Rodheimer Straße wurde vom Obst- und Gartenbauverein zur Kelterei umgebaut, das dritte in der Gartenstraße wird heute noch benutzt.

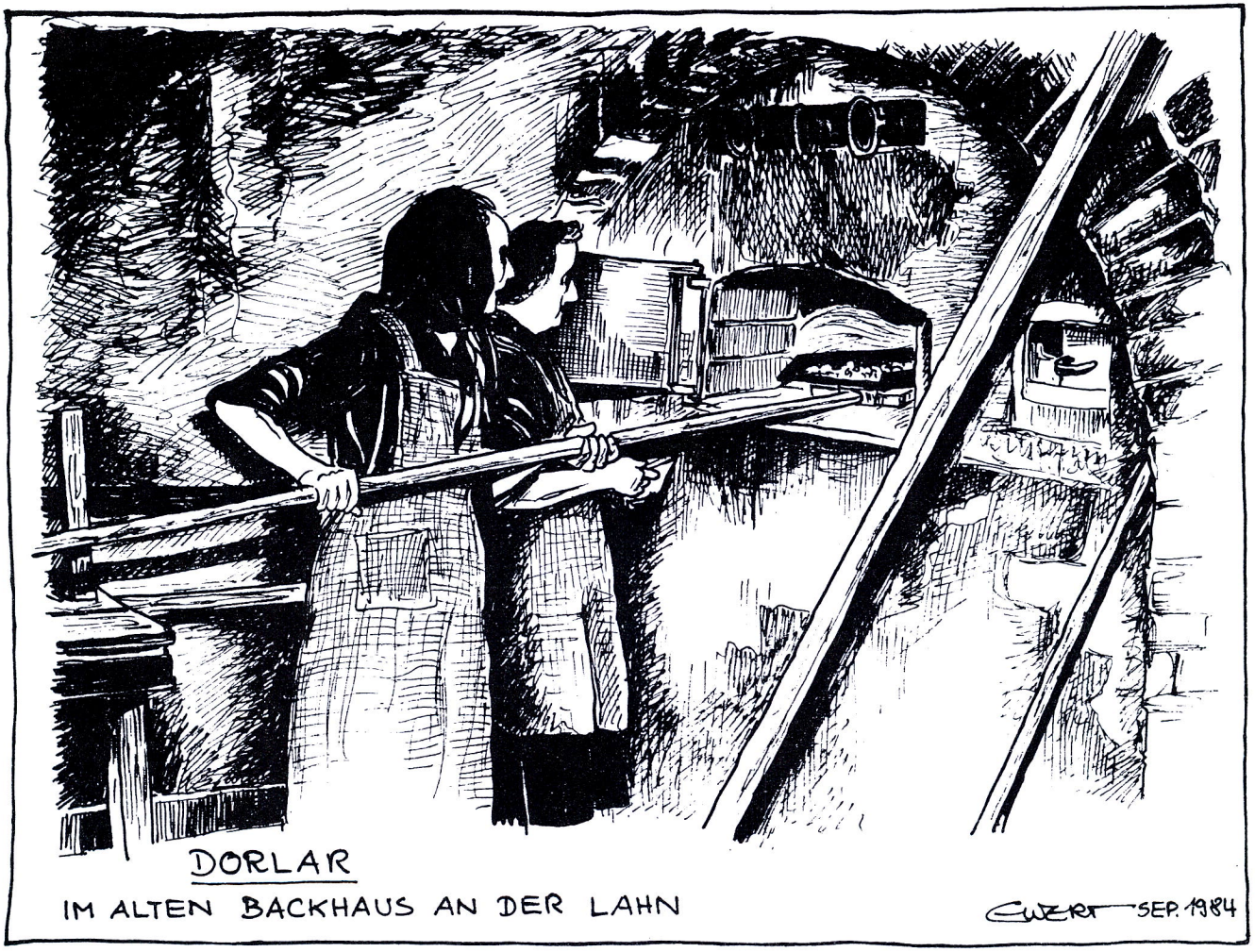
Früher war es die Aufgabe des Ortsdieners, die tägliche Reihenfolge auszulosen. Dienstags und donnerstags, beim Mittagsläuten, kamen die, die in den nächsten Tagen backen wollten, auf den Hiwel vor der Kirche zusammen, in drei Grüppchen, für jedes Backhaus eines und an genau bestimmten Plätzen. Der Ortsdiener kam dann mit den Losnummern, die eine der Frauen in die Schürze bekam und jede griff sich eine Nummer. Es ging gerade nicht immer friedlich zu, denn keine wollte die Nummer 1, weil man dann zum Anheizen mehr Holz brauchte. Wenn es vorkam, daß jemand dreimal hintereinander erster war, erhielt er ein Freilos. Dadurch konnte er nicht wieder als erster ausgelost werden. Auch das Anheizen am Montag, das noch mehr Holz erforderte, war genau geregelt: jede Familie kam straßenweise der Reihe nach einmal dran.

Da das Brotbacken, angefangen vom Ansäuern am Vorabend bis zum Teigmachen und Formen der Laibe sehr viel Zeit erforderte, wurde auf Vorrat gebacken. Zudem mußte vorher das Holz ins Backhaus gefahren und der Ofen aufgeheizt werden.

Drei Woche mußt freuje soon Geback als haale,
iem Somme woards oft schimmelich, woas e Nut,
de Gerldbeul woar stets schrombelich irn Faale,
doach für die Kirn e Fest, goabs Bäckebrut.

Weils anne oft so hoart woar, kaum se beiße,
es ganze Kauwerk derr am wieh, woard wuond.
Doach die aale Leu, glaabts, woarn schlau irn weise,
irn saare: Kautnur, doas häilt die Zeh gesuond.

Wäi woars bei Schmids muol freuje zoaugegange,
de harre die Ohetz, es Brut woar all,
se mußte beim Bäcke zwaa Leibche lange,
doas woar für denje Bursch aach groad soon Fall.


DORLAR
IM ALTEN BACKHAUS AN DER LAHN
GWERT SEP. 1984

Wäi die Ellen fuhrn irns Ferld fäillese driewe,
de Lui, de Joab, es Schorsche irn de Karl,
ganz decke Stöicke woarde oabgeschnierre,
zwaa Läibche, ei däi woarn off aomuol all.

Irn doas sollt doach noach bes de Moatoag schecke,
die Ellen koome hungrig hoam, suchte es Brut.
Em Kerlle derre sich die Bursch vestecke,
wäi de Voatte für Hunge griesch irn Wut:

Zwie Läib off aomuol noa ewäicksebuotze,
ei, do grießte doach die Schwierenut,
do doaut je joa mei Erwe all naut nuotze,
es ganze Gerld gitt droff eloa fürs Brut.

En jede groach e Troacht dann offgegoawelt,
ihr Schwierenöte erßt me noach es Dach vom Haus.
De letzt kooms kloane Schorsche ogegroawelt,
hoabt oom Bauch, soag wäi de Dut groad aus.

Die Muotte räif für Schrerck: „Mein kloane Racker,
mei Läibche, woas horste, woas doaute wieh?"
„Ei Muotte", schluchts, „doas dert so goaut doch schmacke,
mein Bauch, mein Bauch, soviel erß aich nie nirt mieh."

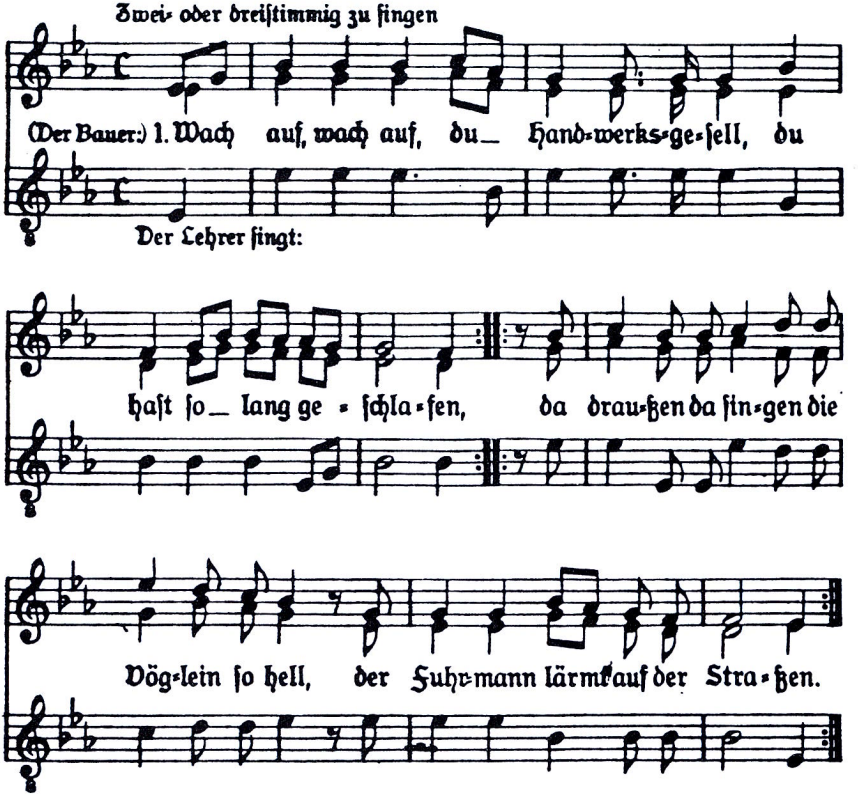
Die Wies, die Ältst, koom aach met hungrigem Moage
groad hoam, wollt sich vom Bäckebrut lustiern,
do hiert se dann es Schorschche heun irn kloage,
irn die Muotte dert em den Bauch massiern.

De Joab koom met de Struhwitt ogelaafe,
schnerll Voatte, räif e, riepel, niemm die Witt,
e anne Schorschche gebts doach nirt su kaafe,
derß nirt veblatzt irn wäi em Kälbche gitt.

Zoau heutge Zeit irs alles längst vegesse,
es fehlt o naut, wu irs dann hau noach Nut?
Wer doaut nirt gern met Wurscht irn Boutte ersse
e herzhaft serlbstgebacknes Bauernbrut?

Däi Leu, däi hau noach Brut doaun backe,
frierns irn, doas irs en Fortschritt, der irs schie,
es doaut dann noach wäi friesch gebacke schmacke,
troacken hoart irn schimmelich werds nie.

Wach auf, du Handwerksgeſell



2. (Der Handwerksburſche:) Was gehen mich die Vöglein an und was des Fuhrmanns Klatſchen, ich bin ein freier Handwerksgeſell, und wandre auf freier Straßen.

Aus Weſtfalen.

Aus der Arbeit der Volksliedgruppe

Die Volksliedgruppe des Vereins trifft sich regelmäßig jeden Dienstagabend zu ihrem zweistündigen gemeinsamen Singen. Bis zum August 1983 benutzten wir dazu den Raum im Heimatmuseum. Aus Platzmangel wurde uns auf Antrag das Sitzungszimmer der Verwaltungsstelle in der Ludwigstraße zur Verfügung gestellt.

Besondere Ereignisse 1983:

Am 30. April 1983 besuchten wir das Heimatmuseum in Biedenkopf, im Zusammenhang mit einem sehr schönen Ausflug;

Der Gießener Anzeiger stattete uns am 10. Mai 1983 einen Besuch im Heimatmuseum ab. Einen Tag später wirkte unsere Gruppe bei dem Maisingen im Gasthaus Höhler in Dorlar mit;

Zur Eröffnung der Bergwerksausstellung im Sitzungssaal der Verwaltungsstelle der Gemeinde in der Ludwigstraße am 12. August sangen wir Bergmannslieder. Eine Wocher später wirkten wir mit bei dem 2. Historischen Grenzgang zur Besichtigung alter Bergwerksanlagen und sangen an der Schutzhütte am alten Pflanzgarten im Waldgirmeser Wald. Am folgenden Tag, dem Tag der Heimatgeschichte, sangen wir im Hof des Heimatmuseums;

Am 23. August 1983 besuchten wir den Hof Haina, um anläßlich der Veröffentlichung des Buches über Hessenstickerei der Autorin Gisela Kraft-Schneider zu singen;

Der ereignisreiche Monat August führte uns am 28. zum hundertjährigen Altstadtfest nach Langen, wo wir auf dem historischen Markt unsere Spinnstubenlieder darboten;

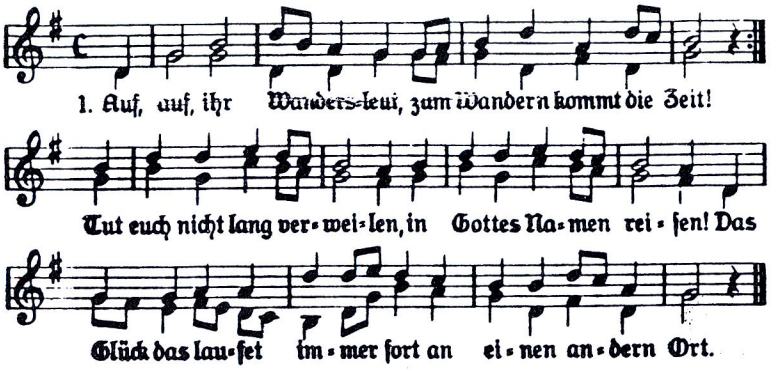
Unsere Aktivitäten wurden auch in einem Artikel der WNZ erwähnt. Dadurch kam die Verbindung mit Herrn Dietrich aus Aßlar-Kleinaltenstädten zustande, der als Tonmeister unsere Lieder auf Band aufnahm;

Zum zweiten Mal fand 1983 ein Volksliedsingen im Gasthaus Höhler in Dorlar statt, an dem wir uns neben mehreren anderen Gruppen beteiligten. Frau Marianne Klapsch, Hohensolms, die im Hinterland einige Altenkreise betreut, nahm aktiv an dieser Veranstaltung teil;

Zur Jahresabschlußfeier am 3. Dezember im Dorfgemeinschaftshaus in Waldgirmes, stimmten wir - wie üblich - unsere Lieder an;

Am nächsten Tag fand die Waldgirmeser Altenfeier statt. Auch hier leisteten wir mit unseren Liedern einen Beitrag, zur Freude der älteren Mitbürger.

Auf, auf, ihr Wandersleut

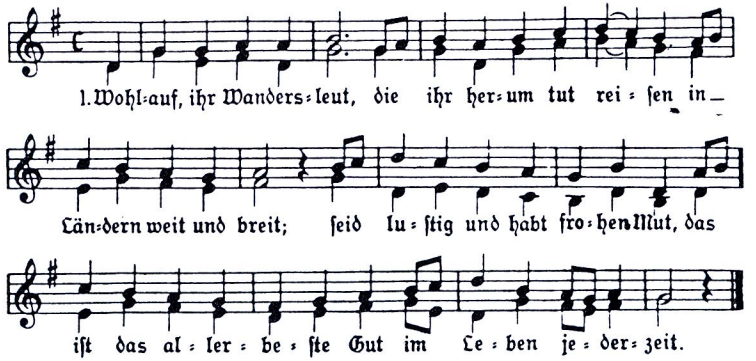


2. Ihr liebsten Eltern mein, ich will euch dankbar sein; die ihr mir habt gegeben von Gott ein langes Leben, so gebet mir gleich einer Speis'-den Segen auf die Reis'!

3. Der Tau vom Himmel fällt, hell wird das Firmament. Die Vöglein in der Höhe, wenn sie vom Schlaf aufstehen, da singen sie zu meiner Freud: Lebt wohl, ihr Wandersleut!

Aus Nordböhmen. Fassung der Worte und der Weise von Walther Hensel, aus „Der singende Quell", Bärenreiter-Verlag, Kassel.

Wohlauf, ihr Wandersleut



2. Wann kommt die Nacht herzu, bitt ich den Wirt um Heu und Stroh, leg mich darauf zur Ruh; die Müdigkeit macht, daß ich schlaf viel besser als ein Fürst und Graf, der Federn hat genug.

3. Zuletzt weiß ich noch eins, ich such die letzte Straße, die führt ins Himmelreich; der Leib, der tut nicht ruhen dort, er ruhet in dem kühlen Ort, die Seel im Himmelreich.

Mähren (Wischauer Sprachinsel) und Hessen, hier zurechtgesungen. Aus R. Preis, Unsere Lieder. 1912.

Unser Singkreis

von Elise Schmidt

Etliche Juohn soi schun vergange
seit mir met eusem Singkreis ohgefange
mir woans niert glawe, kennes niert verstieh,
wu iers dai Zeit so schnell dannhie?
Zoum 1. Singe daere die Minna, ich und die Lieselotte
noach Outschbach bei Weißbennersch Liesel trotte
von Doalle koame Schütze Erna und Östreichs Marieche de bei
do woann mier 6 Staeg oh de Reih!
Fein sein beinander bleiben harre mier gesunge
doas Liedche hat schuh gout geklunge
Im Outschbach-Doaller ev. Gemeindehaus deert de
Museumsdirektor Ebert iern Viertroag hale
den sollde mier med eusem Gesang untermale
Vier eus woar doas de ierschte Offtritt
zour Understützung spielde noach die Schütze Cornelia
und zwie Buwe voh Ferschtersch mett.
Die Inge Ewert hat doas ach gehiert
un saat wäi wiersch, ich mache bei uch mett.
Im Laufe der Jahre koame immer mieh debei
ich glawe däs mier ehweil schuh 20 soui.
Die schiene Volkslieder all, däi aale
doun mir mett oisem Gesang erhaale.
Off Kassette wern däi offgenomme
därs däi niert iern Vergessenheit homme.
Irn de Spinnstoab woade däi froier gesunge
woas hun däi do so hibsch geklunge
iess wier doch schoad woann däi vegesse gieh
seh' soin doch wirklich goar se schie.
un däis doas gefällt wounn mir niert vehehle
mier därfe bei koam Ausflug oder Vesoumeling mien fehle
Diensdoags dou mier ierns Museum gieh
doh wärds gewöhnlich immer schieh.
Ihr wißt selbst bei so viele Frauen

douh ich den Robert oft bedauern
woann der uoh oisem Krach die Ohrn voll hout
mächt der sich emol iern Abläg fort
sienge dou mier joa ach niert nur
mier doun ach schwätze, doas iers klur.
Bei so viele Weibsleu doh giets round
wier doas annerscht, wiern däi niert gesound
mier hun ois schuh goar oft verengt
woan die Leni die dollste Dienger brengt
daes Nedsche Marieche kann doas ach
woas hun mier doch schu viel gelacht,
däs die Träne de Backe eroab gelaafe soi
Dienstdoags iers doch immer foi
So manchen Spaß dens dehoam gegewe hout
wäit bei ois ierm Museum vezoahlt.
Ohm allerschienste ies es doch
gebds dann ach se esse noch
Pizza, Kräppeln, belegte Brote, Hausmacher Worscht und Kuche
doun mier iem Museum all vesuche
schlank bleiwe woan se all oh de Reih
ouwer oah däi dobei kneift, iers do niert debei
so giehts bei ois immer lustich zou
mier sienge lache un soin frou.
Den Singkreis hun ich nun viergestellt
un hoffe däs moi Gedichtche ach gefällt.

Hohe Auszeichnung für Erwin Schmidt

Unmittelbar vor seinem 60. Geburtstag wurde am 10. August 1984

Herrn Erwin S c h m i d t

das Bundesverdienstkreuz am Bande verliehen und während einer Feierstunde im Postamt Wetzlar vom Präsidenten der Oberpostdirektion Frankfurt überreicht.

Damit wurden die Verdienste gewürdigt, die sich Erwin Schmidt während seiner mehr als 40jährigen Dienstzeit bei der Bundespost, als Personalvertreter, Gewerkschafter, Vorstandsmitglied in Berufsverbänden und Betreuer jugendlicher Arbeitnehmer über seinen Dienst hinaus erworben hat. Er war auch Initiator und Motor bei der Gründung eines Postsportvereins, eines Postchores und einer Postkapelle.

Auch sein Engagement in der Kommunalpolitik, als Laienrichter und Geschichtsforscher gehen weit über das übliche Maß hinaus.

Die Heimatkundliche Arbeitsgemeinschaft Lahntal e. V. ist stolz, daß Erwin Schmidt an führender Stelle in unserem Geschichtsverein tätig ist. Seiner großen Erfahrung und Schaffenskraft ist zum maßgeblichen Teil der Erfolge unseres Vereins zu verdanken.

Wir gratulieren ihm zu dieser hohen Auszeichnung sehr herzlich und wünschen uns, daß er noch viele Jahre aktiv in unserer Gemeinschaft mitarbeiten kann.

Werner Brandl
1. Vorsitzender

Zum 60. Geburtstag

Liewe Erwin,

es irs je kaum se glawe, irn doch wuhr,
ei derß Du werst hau schu 60 Juhr.
So en Mann wäi Du muß me doch iehrn,
drum wonn me Dir aach herzlich gratuliern!
Un wünsche Gesoandhaat, Gottes Seje weirehie,
Du werst doch noch gebraucht, mußt Dein Mann noch stie.

Enn Beruf o de Post wäi kanns anerscht soi,
werst Du geoacht, geiehrt, doas irs doch foi.
Host aach viel irns Lerwe geruffe, irn die Weje geleit,
fir die junge Leu Verständnis irn Zeit,
aach geopfet bestimmt viel Freizeitstuonne,
doch Dank geernt irn aach Freud dro gefuonne.

Soviel Goaures, woas vo Dir irn de Zeitung stitt,
irn es Bundesverdienstkreuz host de aach velieje gritt,
doas doaut de aach met Räicht fir die Meu gehiern,
mir freue sich, irn doaun de herzlich gratuliern.

Aach die Lieselotte doi Fraa muß me iehrn,
ihr doaut aach ganz gewirss en Dank gehiern.
Se hot Verständnis fir all doi Strewe irn Meu,
se nimmt doas hie, irn stitt de bei irn Treu.
Wer soviel Ämte hot wäi Du, irn Pflichte,
do muß die Fraa off manches aach verzichte.
Se kann noach nirt denke o Doi penseniern,
derß de koannst met ihr öfte irn Wald spaziern.

Em Geschichtsverein seiste nirt eweg se denke,
dem koannste noach long doi Freizeit schenke.
Woas do all ofällt, doas irs doch kaum so soa,
jeden Mettwoch setzt ihr em Museum joa beinoa.
Vergoangenes, Sitte irn Gebräuche, all doas Aale,
wollt ihr doch de Noachkommenschaft erhaale.
Do gebts je doach fast em goanze Juhr koa Paus',
jedes Juhr soll doach aach e nau Buch eraus.
Sesome sesuche, se schreiwe, beschwätze gebts viel,
es soll doach aach woas richtiges soi, irs me om Ziel.
Irn Du, Erwin, host doi Denkmoal schu gesaßt,
host doach voriges Juhr es goanz Buch eloa vefaßt.
Die Kirchegeschicht, aich glawe, wäi Du däi host geschriewwe,
irs moanche Toag koa Zeit fir doi Fraa gebliewwe.
Gerle, Lieselotte, do koamst de oft im de Genuß,
do woare oweds bestimmt noach se meu fir en Kuß.

Joa Erwin, woann mes richtig doaut betroachte,
mißt de aach doi Fraa besonners iehrn irn oachte,
woann me se bei de Feie seht nerwich de setze,
sefriere irn treu, e Bild groad zoaum egötze.
Do seht me aach, doas glaaw aich goanz gewirß,
derß doas gejeseitich treue Liewe irs.
Liewe Erwin, mög Gottes Güt und Gnade walte,
Dich zum Wohl fir den Geschichtsverein
noach viele, viele Juhr'n gesoaund ehalte,
irn viele schiene Stuonne im trauten Heim mit Deiner lieben Frau,
doas soll de Glickwunsch vo eus alle soi.

So aufgeschrieben und vorgetragen
von Erna Schäfer am 12. August Anno 1984

Die Waldgirmeser Familien

von Hedwig Schmidt †

3. Folge

„Kraft"

Aus früherer Zeit sind in der Umgebung von Waldgirmes folgende Kraft bekannt:

Unter den Schöffen der Stadt Wetzlar wird in den Jahren 1214, 1228 und 1233 ein „Crafto" verzeichnet. (Fr. Clauß: Wetzlarer Richter, Schöffen und Ratsfamilien).

In Verbindung mit der ausgegangenen Mühle Werde an der Lahn wird im 14. Jahrhundert ein Kanonicus Kraft genannt. (Wetzlarer Nekrologium = Totenbuch)

Im III. Urkundenbuch von Wetzlar, Urkunde Nr. 500 vom 9. Mai 1397 heißt es: „Die Güter in Waldgirmes, die Craffto bebaut".

Ein „Menche Krafft" lebt um 1494 im Dörfchen Selbach. (Pflugregister des Amtes Marburg = Staatsarchiv Marburg)

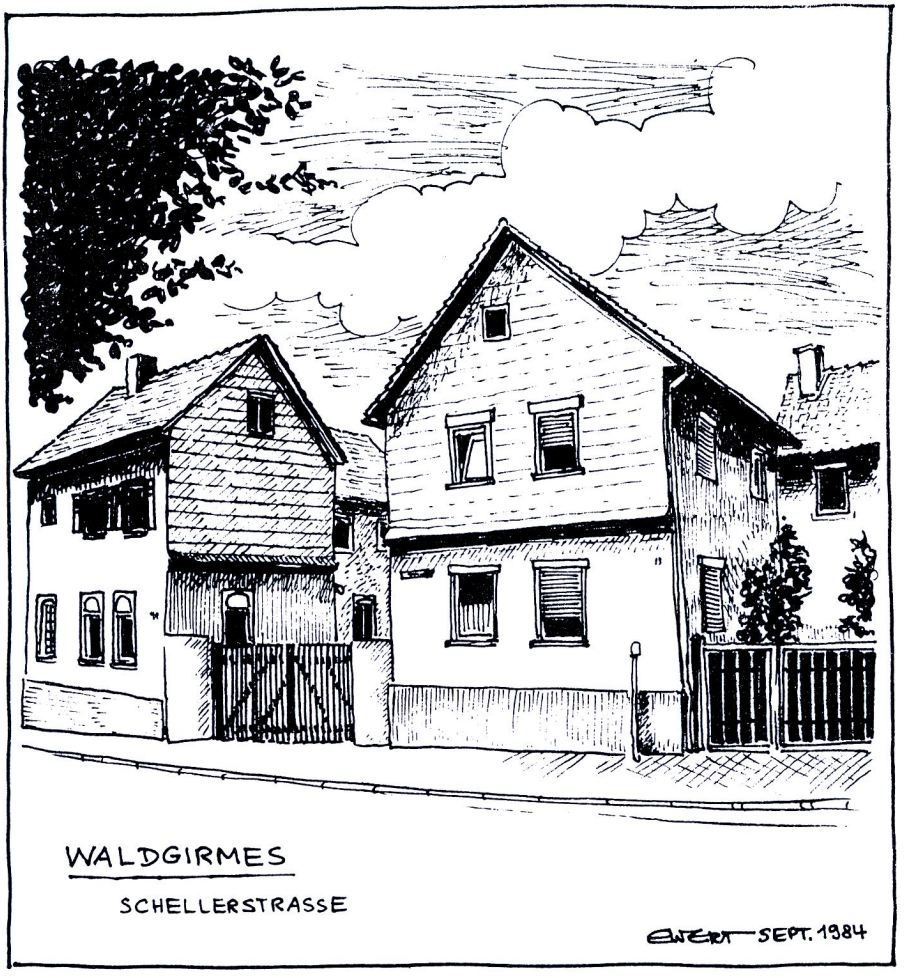
Nach der Liste der „Eigenleuth" des Jahres 1568, lebten in Waldgirmes Hans Craft von Vetzberg mit seiner Ehefrau Gilgen. Sie war die Schwester des Lotzen Johann, der Richter im Zentgericht war.

1574 ist Hans Craft als Witwer verzeichnet. Er hat vermutlich nochmals geheiratet, denn 1586 wird er mit seiner Frau „Bile" genannt. Beide Eheleute dürften zwischen 1588 und 1594 verstorben sein, denn danach werden sie nicht mehr erwähnt.

In der Einwohnerliste vom Jahre 1588 wird ein Hans Kraft mit seiner Ehefrau Craina aufgeführt. Beide sind solmsische Untertanen. Wir können davon ausgehen, daß es sich hier um den Sohn des zuvor genannten Hans Craft handelt.

„Hans Kraft Junior" ist anscheinend um 1600 verstorben. Seine Frau wird später noch einmal als Witwe verzeichnet. Sie starb vermutlich in zweiter Ehe um das Jahr 1609.

Um diese Zeit dürfte auch ihr Sohn Hans oder auch Johann genannt, geheiratet haben. 1611 wird er als „Neumann", d. h. junger Ehemann in den Abgabelisten aufgeführt. 1621/1622 ist auch er verstorben. Bis 1627 ist seine Frau als Witwe nachgewiesen. Es bleibt ungeklärt, ob sie verstorben ist oder nochmals geheiratet hat.


WALDGIRMES
SCHELLERSTRASSE
SEPT. 1984

Die Annahme, daß der im Jahre 1657 in den Abgabelisten genannte Theiß (oder Mathias) Kraft ein Nachkomme der ersten Kraft wäre, ist nicht richtig, obwohl er nach seinem errechneten Geburtsjahr 1620 der Sohn von dem letzten Kraft hätte sein können.

Von den erstgenannten drei Generationen Kraft, gebürtig von Vetzberg, hat kein männlicher Nachkommen den 30jährigen Krieg überlebt, dieses muß berichtigt werden.

Bei der Durchsicht der Kirchenbücher von Krumbach und Frankenbach, die verhältnismäßig frühe Eintragungen haben, fand ich gleich zu Beginn folgenden Copulationseintrag:
„Cop. 19. 2. 1655 Mathias Kraft von Frankenbach - Peter Krafts Sohn, copuliert mit Elisabethe - Hermann Binzen Tochter von Waldgirmes, hielten zu Waldgirmes Hochzeit". (Kirchenbücher Krumbach - Frankenbach)

Um nun ganz sicher zu gehen, daß alle Waldgirmeser Kraft der gleichen Abstammung sind, habe ich die einzelnen Familien auf ihren Ursprung zurückgeführt, damit steht es außer Zweifel, der Theiß (oder Mathias) Kraft von Frankenbach ist der Stammvater aller Waldgirmeser Kraft. Es ist aber nicht auszuschließen, daß mit dem anfangs erwähnten Menche Crafft von Selbach, den Kraft in Frankenbach und Vetzberg verwandtschaftliche Beziehungen bestanden haben.

Mathias Kraft wurde in Waldgirmes am 12. 4. 1694 im Alter von 74 Jahren beerdigt. Danach ist er um 1620 geboren. Seine Eltern waren beide sehr alt geworden. Peter Kraft, der Vater, wurde 1675 = 82jährig beerdigt und die Mutter „Catharina" starb 92jährig im Jahre 1689. (Kirchenbücher Krumbach und Frankenbach)

Die Ehefrau Elisabethe geborene Binz wurde in Waldgirmes am 10. Februar 1710 im Alter von 78 Jahren und 9 Monaten beerdigt. Danach war sie um 1631, also während des 30jährigen Krieges, zur Welt gekommen. Von ihren Kindern können wir nur den Sohn Johannes nachweisen. Er starb erst 37 Jahre alt und wurde am 25. März 1693 beerdigt. Vermutlich war er der erste Sohn und das erste Kind aus dieser Ehe. Johannes Kraft war verheiratet mit A, Maria, deren Nachnamen wir nicht kennen (Geboren um 1655 und beerdigt am 15. 2. 1720).

Nach dem Konfirmationsregister wurden ihnen folgende Kinder geboren:

Wilhelm, geb. um 1683, verheiratet mit Elisabethe Goth am 26. 6. 1709, beerdigt 10. 4. 1718.
Peter, geb. um 1689, verheiratet mit A. Margarethe Best am 5. 5. 1712, beerdigt um 1764 (Joh. Peter).
Elisabethe, A., geb. um 1692, verheiratet mit Johannes Hofmann am 18. 1. 1711, beerdigt um 1747.

Damit haben wir nun den Anschluß an unsere Kirchenbücher hergestellt.

Soweit noch festzustellen ist, ist aus dieser Kraft-Familie nur Joh. Kaspar Kraft, getraut am 20. April 1840 mit A. Catharine Bernhardt, nach der Hochzeit nach Nordamerika ausgewandert.

Größere Zweige, die nach auswärts verzogen sind, haben sich bis dahin nicht ergeben. Es bleibt bei allen bei einem Namensträger. So in Gießen, Schwalbach, Weilburg, Naunheim und Nauborn.

Am 14. Mai 1922 heiratete Georg Kraft von Dorlar die Marie Elisabethe Schmidt aus Waldgirmes. Diese Linie ist Dutenhofener Abstammung. Deren Sohn verheiratete sich nach Ehringshausen, somit blieb diese Herkunft hier ohne Namensträger.

Bis zum Jahre 1952 sind 57 Familien Kraft erfaßt.

„Kröck"

Die Kröck sind ein altes Heuchelheimer Geschlecht. Im Jahre 1412 wird ein „Krackenauer" (Krackenauer = Kröck) in Heuchelheim genannt. Dr. Reidt schreibt zu dem Namen Kröck im Heuchelheimer Heimatbuch 1939:

„... da man als Schultheißen meist Ortsfremde nahm, die wenigstens lesen und schreiben konnten und eine gewisse Bildung besaßen und damit die Amtsgeschäfte ordnungsgemäß führen konnten, ist anzunehmen, daß dieser Krackenauer vom Landgrafen von Hessen, oder dem Grafen von Nassau nach Heuchelheim versetzt wurde. Wo er herkam, ist nicht mehr zu ermitteln. Wahrscheinlich saß er auf einem herrschaftlichen Hof, damit sein Lebensunterhalt sichergestellt war. Von ihm sind Nachkommen im Dorfe geblieben und gelangten zu größerem bäuerlichen Besitz, denn in der Gießener Amtsrechnung von 1470 sind Hen Kragker mit vier und Henchen Kragker mit zwei Pferden aufgeführt" ...

Im Jahre 1518 nennt eine Gleiberger-Liste Thiß Kracker und Lentz Kracker. 1520 wird ein Heinz Kröckauer und 1532 ein Krockenauer erwähnt. Unter den Steuerpflichtigen dieser Liste werden Seyfert und Lentz Kröckenauer mit einem Eigenbesitz von 10 Morgen und 7 1/4 Morgen Land mit Hof und Scheune aufgeführt. In den Jahren 16536, 1542 und 1547 sind die Namensträger als „Kröcker" eingetragen. 1568 findet sich dann erstmals der Name Johann Kröck (Dr. Reidt = Heuchelheimer Heimatbuch).
Somit läßt sich feststellen, daß ein Name selten so viele Abwandlungen erfahren hat, wie dieser.
Unsere Kröck kommen von Heuchelheim über Rodheim nach hier. Am 25. Dezember 1859 heiratete Wilhelm Kröck, geboren in Heuchelheim am 20. Februar 1834, die Elisabethe Steinmüller von Rodheim. Deren Sohn Wilhelm, geboren am 11. November 1862 in Rodheim, erlernte bei dem Schreinermeister Karl Heinrich Raabe in Waldgirmes, das Schreinerhandwerk und heiratete dessen Tochter Luise am 29. April 1888.

Der Schreinermeister Wilhelm Kröck ist allen älteren Waldgirmesern noch in guter Erinnerung. Nach dem Tode seines Schwiegervaters 1894 übernahm er das Amt des amtlichen Leichenbeschauers und hat sehr vielen Waldgirmesern auch die letzte Bleibe mit den Händen angefertigt. Wenige Tage nach der Goldenen Hochzeit starb Wilhelm Kröck am 9. Mai 1938. Seine hinterlassene Gattin verstarb 86jährig am 27. November 1947.

Die Eheleute Kröck hatten zwei Söhne und vier Töchter.

1. Karl Wilhelm, geboren am 18. März 1889, heiratete am 30. Januar 1916 die Marie Luise Binz. Er starb am 18. April 1972.
2. Wilhelm, geboren am 12. April 1892, starb am 25. November 1918 an Kriegsfolgen.

Somit blieb als Namensträger nur der älteste Sohn. Aus dessen Ehe mit Maria Luise, geborene Binz, gingen zwei Söhne und eine Tochter hervor.

Der zweite Sohn, Wilhelm, fiel im II. Weltkrieg. So blieb auch hier nur der älteste Sohn Karl Wilhelm alleiniger Namensträger. Aus dessen Ehe mit Hilde Marie, geborene Bernhardt, wird der Sohn Klaus den Namen „Kröck" in die vierte Generation führen.

(Kirchenbücher: Heuchelheim Rodheim und Waldgirmes)

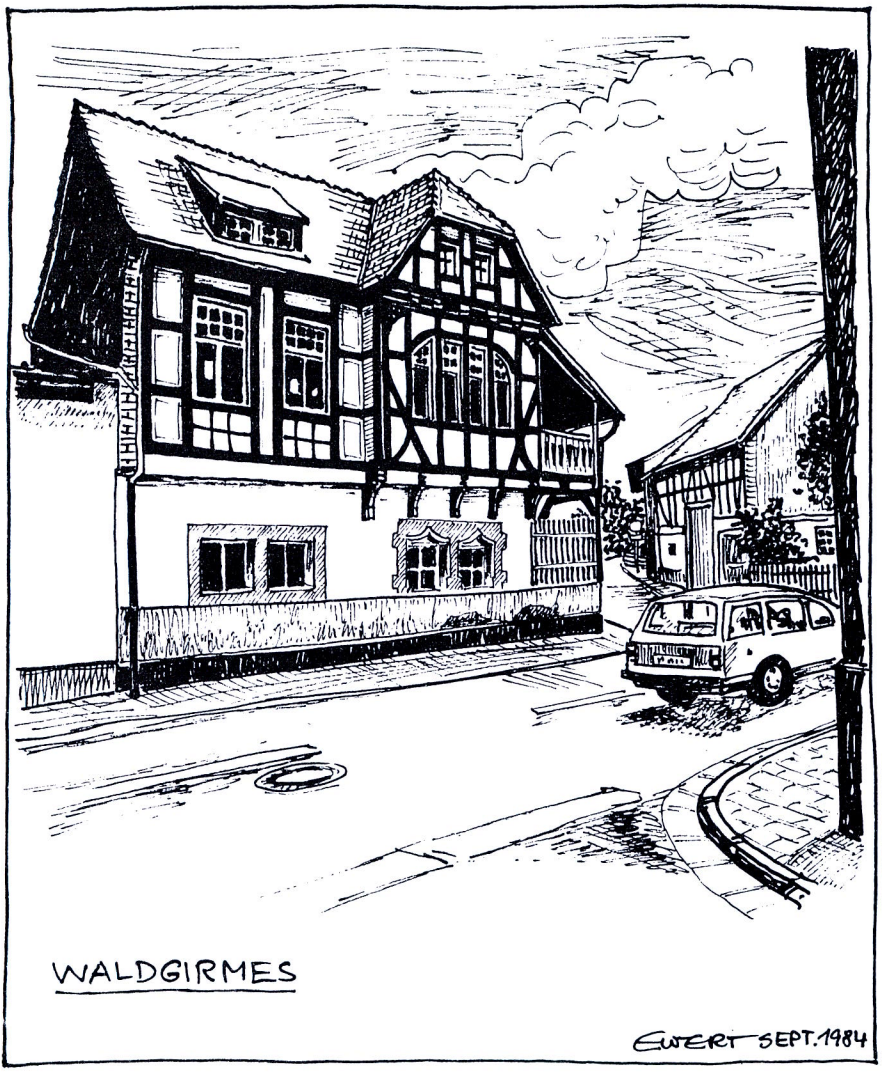
„Lentz - Lenz"

Lenz gibt es in Österreich, Bayern, Württemberg und auch in Norddeutschland. In Hessen haben wir es mit zwei Stämmen dieses Namens zu tun.

Unsere Lenz, von denen nur der Dorfname übrig geblieben ist, kamen von der Mittelsorger-Mühle bei Allendorf an der Lahn über Kleinlinden nach hier. Johannes Lenz, geboren 1560 und gestorben 1640, ist der erstgenannte Müller auf dieser Mühle. Dessen Sohn Hans Lenz, geboren um 1600, gestorben 1690, war verheiratet mit einer Katharina, deren Nachname nicht verzeichnet ist. Vermutlich stammte sie von Kleinlinden, wo die Eheleute auch wohnten.

In der weiteren Stammfolge in Kleinlinden finden wir folgende Namensträger:

1. Joh. Balthasar Lenz, geboren 1635 und beerdigt am 29. 10. 1701. Er war Bürgermeister in Kleinlinden. Verheiratet war er mit Elisabetha Catharina, geboren 1633, beerdigt am 19. 6. 1705.
2. Joh. Peter Lenz, getauft am 10. 11. 1711, wurde am 24. 6. 1744 mit Elisabetha Andermann getraut.
3. Johannes Lenz, geboren am 5. 6. 1754, gestorben den 16. 11. 1837, heiratete am 18. 8. 1772 Catharia Clara Lenz. Sie war am 6. 12. 1742 geboren und starb am 6. 10. 1798.


WALDGIRMES
EWERT SEPT. 1984

4. Christoph Ludwig Lenz, geboren am 3. 2. 1781, gestorben den 28. 6. 1840. Copuliert 1813 mit Maria Catharina Lenz, geboren am 25. 6. 1797, verstorben am 4. 7. 1851.

5. Joh. Kaspar Lenz, geboren am 25. 11. 1829 in Kleinlinden, verstarb in Waldgirmes den 25. 9. 1903. Er hatte am 8. 11. 1855 Katharina Failing, Tochter der Eheleute Johannes Failing und Elisabethe, geborene Failing geheiratet.

Die Eheleute Johann Kaspar Lenz hatten drei Kinder, zwei Söhne und eine Tochter:

1. Joh. Georg, geboren am 5. März 1858, heiratete am 24. April 1884 die Elisabethe Hartmann von Hof Haina. Aus dieser Ehe kamen drei Töchter:
   Elisabethe = copuliert 1909 mit Joh. Georg Failing XI. (Dillisjes).
   Katharine = copuliert 1912 mit Andreas Failing (Lenze)
   Luise = geboren 1889, starb 3 Jahre alt am 28. 12. 1892.

2. Katharina, geboren am 6. Juli 1859, heiratete am 16. November 1884 den Jakob Kern V. von Naunheim. Sie verstarb dort am 5. Juli 1927.

3. Ludwig, am 26. April 1861 geboren, wurde am 4. November 1886 mit Christine Hofmann getraut. Diese Eheleute hatten vier Kinder:
   Christine, geboren den 8. 4. 1888, gestorben am 8. 11. 1892.
   Elisabethe, geboren den 10. 10. 1889, heiratete am 30. April 1914 Karl Failing III. (= Kourtewellems).
   Ludwig, geboren am 15. 5. 1892, fiel am 8. 3. 1915 im I. Weltkrieg.
   Karl, geboren am 9. 2. 1896, gestorben den 21. 7. 1908.

Ludwig Lenz, der Vater, starb im hohen Alter von fast 96 Jahren am 23. 1. 1957.

Damit erlosch der Name „Lenz" in obengenannter Herkunft in der zweiten Generation und ist nur noch als Dorfname erhalten.

(Kirchenbücher Allendorf, Lützellinden, Kleinlinden, Naunheim und Waldgirmes.)

„Lepper"

Der Name wird als der Lappenflicker bzw. Schuhflicker gedeutet, und ist somit als erster Standesgenosse der Schuhmacher anzusehen.

Die ersten Lepper in unserem heimischen Raum finden wir in Wetzlar. Dort wohnen um das Jahre 1341 die Eheleute Heinrich - genannt Lepper - und Wyntrud (Regesten von Scriba Nr. 4121).

Hundert Jahre später finden wir unter den solmsischen Untertanen von Oberbiel, 1430, den Hen Lepper (Hess. Familienkunde Bd. 8 Heft 5 - 1967).

Im Jahre 1552 wird ein „Lepper von Dorheim" und 1561 ein Johannes Lepper im Bürgerverzeichnis von Friedberg aufgeführt. („Alt Friedberg", Friedberger Geschichtsblätter Bd. 14).

Unter den Holzberechtigten Einwohnern des Riedeselischen Gebietes Lauterbach gibt es 1573 einen Eckard Lepper von Lauterbach (Hess. Familienkunde 1969, Bd. 9).

In den Listen der Bürgeraufnahme von Wiesbaden von 1563 bis 1622 wird im Jahre 1594 der Metzger Jost Lepper aus Wetzlar genannt.

Für uns dürfte der in der Schadensliste vom Jahre 1640 in Königsberg genannte Dietrich Lepper von besonderer Bedeutung sein. Denn der Stammvater der Waldgirmeser Lepper - „Stoffel" oder auch „Christoph" genannt - der um 1641 nach hier kam, könnte dem Alter nach ein Bruder des Dietrich Lepper sein.

Im Copulationsregister des Kirchenbuches Dorlar-Atzbach sind zwei Ehen Lepper eingetragen. Am 19. Juni 1648 heiratet die Margaretha Lepper, Tochter des Georg Lepper von Atzbach den Georg Krohe von Atzbach und am 25. 1. 1649 ehelichte Johannes Lepper aus Königsberg, Hans Wilhelm Stammels Tochter von Dorlar. Der genannte Georg Lepper ist aber in keiner Einwohnerliste von Atzbach verzeichnet. Es könnte sein, daß er nur vorübergehend dort wohnte, und vielleicht auch aus Königsberg kam.

Nach den uns auch von Naunheim vorliegenden Abgabelisten, kann Stoffel Lepper nicht von Naunheim gebürtig sein. Es besteht durchaus die Möglichkeit, daß er dort in Diensten gestanden ist, doch nicht dort geboren wurde. Auch dieses muß berichtigt werden, seine Herkunft bleibt noch offen.

In diesem Zusammenhang sollte auch erwähnt werden, daß sich Schäfer und Hirten in andere Gemeinden verdingten, ihre Kinder dort geboren wurden und die Kinder bekamen später als Geburtsort den der Eltern. Dasselbe trifft auch für Soldaten zu, die zum Beispiel mit ihren Frauen nach Gießen zogen. Ihre Kinder wurden dort getauft und war des Vaters Dienstzeit um, zogen sie wieder zurück. Bei den Copulationen tauchen dann Söhne und Töchter auf, die in unserem Kirchenbuch nicht zu finden sind.

Der Stammvater der Waldgirmeser Lepper, heiratete um 1640/41, also während des Dreißigjährigen Krieges, eine Anna Margaretha. Er wurde am 7. Februar 1690 im Alter von 76 Jahren und 6 Monaten beerdigt. Demnach war er im August 1613 geboren worden. Dessen Ehefrau erreicht das hohe Alter von 91 Jahren. Sie wurde am 1. Februar 1704 beerdigt, war also auch um das Jahr 1613 geboren.

Nachweislich kamen drei Söhne aus dieser Ehe:

1. Philip - geboren um 1649, hier beerdigt am 13. Dezember 1697, also nur 47 1/2 Jahre alt. Er hatte am 14. Oktober 1686 die Elisabethe Wagner von Dutenhofen geheiratet. Deren älteste Tochter Maria wurde am 15. Mai 1708 mit Peter

Bremer von Dutenhofen getraut. Sie zog nach Dutenhofen und wurde am 28. September 1744 dort beerdigt. Der Sohn Johannes ehelichte am 31. August 1737 die Elisabethe Schneider von hier. Jakob heiratete hier am 8. Oktober 1720 die Christine Klee. Johann Adam blieb vermutlich als Soldat in oder bei Flörsheim hängen. (Kirchenbücher Waldgirmes und Dutenhofen)

2. Georg Peter Lepper, der zweite Sohn von Christoph Lepper, war geboren um 1654, als er im Juli 1723 starb, war er 69 Jahre alt. Geheiratet hat er am 14. Februar 1688 die Anna Elisabetha Schmitt, Tochter des Johann Conrad Schmitt. Von ihren sieben Kindern heirateten vier Töchter und der Sohn Henrich. Er ehelichte am 8. März 1725 die Anna Katharina Best von hier. Deren beide Söhne die Stammfolge fortsetzten.

3. Der Sohn Johann Georg wurde am 20. Juni 1730 beerdigt. Leider ist das Alter nicht überliefert, so daß das Geburtsjahr nicht errechnet werden kann. Am 24. Januar 1689 heiratete er die Maria Weber, Tochter des Caspar Weber aus Dutenhofen. Nachweislich hatten diese Eheleute fünf Kinder, von denen zwei Söhne, Ludwig und Enners, sowie die Tochter Elisabethe heirateten.

Die Lepper waren anscheinend nicht so ortsverbunden, viele Lepper beiderlei Geschlechts heirateten nach auswärts.

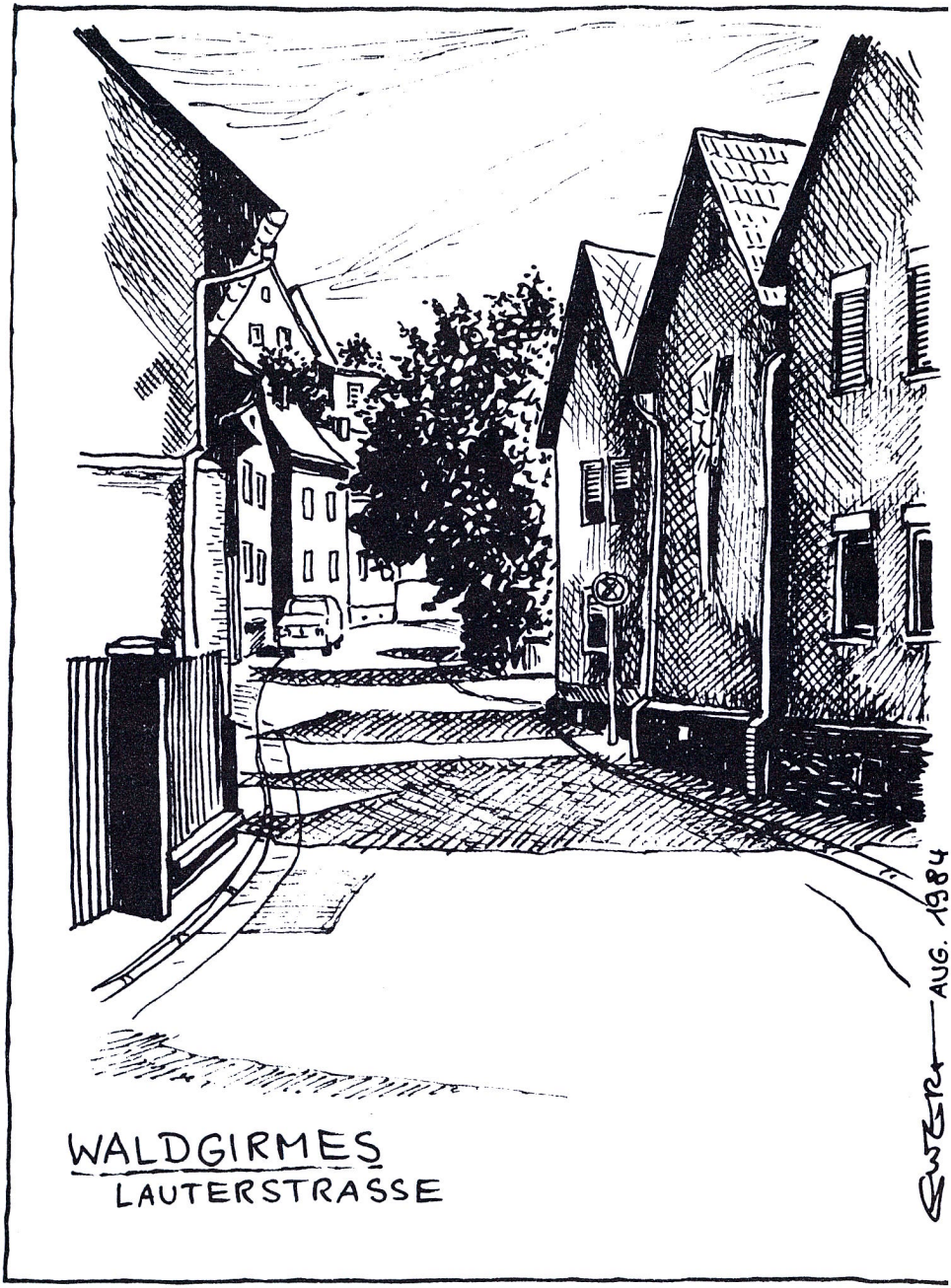
Eine A. Margarethe Lepper, Tochter von Jakob Lepper, zog 1747 nach Erda und heiratete dort den Joh. Jost Pauly. Sie starb in Erda 1791. (Kirchenbücher Erda) Ihre Schwester heiratete 1752 den Johannes Keil von Dorlar. Im Alter von nur 35 Jahren starb diese im Dezember 1759. Der Bruder Johannes holte sich 1763 seine Ehefrau, die A. Marie Wagner aus Naunheim. Deren Sohn Johannes, geboren 1765, heiratete am 27. November 1796 die Katharine Elisabethe Becker aus Naunheim. Diese Eheleute sind die Stammeltern der Lepper in Naunheim. (Kirchenbücher Dorlar und Naunheim)

Ein Andreas Lepper zog 1791 nach Reiskirchen bei Gießen.

Die Katharine Elisabethe Lepper, geboren am 11. Juli 1757, also während des 7jährigen Krieges, heiratete 1791 den Peter Kirchner von Waitershain auf der Rabenau. Sie war die Tochter des „landflüchtigen" Johannes Lepper, der seine Frau mit fünf Kindern verlassen hatte. Warum er landflüchtig geworden war, ist nicht angegeben.

Anna Elisabethe Lepper, Tochter des Henrich Lepper, geboren am 5. Mai 1780, wurde am 8. Juni 1802 mit Georg Andreas Justus Schmitt aus Rodheim getraut. Dort starb sie am 28. Oktober 1817. (Kirchenbücher von Rodheim)

Ein Johannes Zörb von Heuchelheim ehelichte am 25. Februar 1813 die Katharina Elisabethe Lepper von hier. Sie starb in Hochelheim am 4. Dezember 1845. (Kirchenbücher von Hochelheim)


WALDGIRMES
LAUTERSTRASSE
AUG. 1984

Aus der Ehe des Schreiners Peter Lepper und der Katharine Margarethe, geborene Schleenbecker, ging der Sohn Christoph Wilhelm hervor, der als der „Gewissenhafte Lehrer" im Hinterland bekannt wurde. In dem Sterberegister der Pfarrei Dautphe aus dem Jahre 1827 findet man von der Hand des damaligen Pfarrers Friedrich Carl Römheld folgenden Eintrag:
„Im Jahre Christi 1827 am 26. November morgens 7 Uhr starb an der Auszehrung der Großherzogliche Schullehrer zu Dautphe, Christoph Wilhelm Lepper, gebürtigt von Waldgirmes, alt 26 Jahre, einen Monat und acht Tage, und wurde am folgenden Tage, mittags ein Uhr beerdigt."
Dieses Protokoll haben unterschrieben:

1. Peter Lepper, Ortsbürger zu Waldgirmes, der Vater;
2. Herr Schullehrer Heßler aus Buchenau, nebst mir, dem Pfarrer. gez. Peter Lepper, Heinrich Heßler, Friedrich Carl Römheld (am Rande vermerkt: geboren zu Waldgirmes den 18. Okto. 1801).
(Sterberegister Dautphe)

Der Lehrer Christoph Wilhelm Lepper hatte in Dautphe die dortige Handarbeitslehrerin Elisabethe Trampel geheiratet. Am 7. September 1827, also kurz vor seinem Tode, wurde den jungen Eheleuten die Tochter Wilhelmine Karoline geboren. Sie wurde hier in Waldgirmes am 17. Juli 1853 mit Georg Adolf Marx, Sohn des Joh. Georg Marx, Ortsbürger und Müller in der Rainmühle bei Griedel, getraut. Einer der Trauzeugen war der Müller Konrad Marx von der Neumühle zu Dorlar.
Erwähnung bedarf noch das Fräulein Lepper, das mit einem holländischen Offizier beim Rückzug des napoleonischen Heeres, Elternhaus und Heimat verließ. Aus der kinderlos gebliebenen Ehe mit dem Kaufmannssohn aus Breda in Holland erhofften sich die Waldgirmeser Lepper-Verwandtschaft noch eine gute Erbschaft. Viele Briefe gingen hin und her, es scheiterte angeblich daran, so nach der mündlichen Überlieferung, daß dieses Mädchen hier als „Lepperin" und dort als „Leppertin" urkundlich eingetragen gewesen wäre.
Ausgewandert mit 5 Kindern ist im Jahre 1819 die Elisabethe Lepper, geborene Hartmann, Witwe von Joh. Georg Lepper. (Auswandererakten im Staatsarchiv Darmstadt).
Joh. Georg Lepper, Sohn des Schneiders Johannes Lepper, zog 1868 in die Gegend von Mainz. Dort heiratete er in 1. Ehe am 15. 10. 1868 Elisabethe Luckhardt von Engelstadt und in 2. Ehe 1874 A. Marie Gleich von Waldböckelheim. Joh. Georg Lepper starb am 20. Mai 1893 in Mainz.
Der ehemalige hiesige Lehrer Wilhelm Fink von Dörnberg heiratete 1882 die Katharina Elisabethe Lepper, Tochter des Gemeinderechners Joh. Georg Lepper, der im Januar 1871 hier an den Pocken verstorben war.

Soweit der Bericht über die Lepper.

Für Waldgirmes wurden bisher 55 Familien erfaßt.

„Mandler“

Die Mandler sind ein altes Kinzenbacher Geschlecht und seit 500 Jahren dort nachweisbar.

Unter den Kinzenbacher Einwohnern vom Jahre 1492 wird ein Hermann Mandler als Hirte genannt. Die Mühle zu Kinzenbach hieß die „Mandel-Mühle“. Die Schadenslisten vom Jahre 1640 weisen dort einen Arnold und einen Johann Mandler nach. (Dr. Reidt: Heuchelheimer Heimatbuch)

Der erste Mandler hier war Karl Mandler von Kinzenbach, der am 4. Januar 1891 die Elisabethe Jung heiratete. Die Eheleute erbauten das Wohnhaus in der Rodheimer Str. 12. Die Ehe blieb kinderlos.

Der zweite Mandler war der Anstreicher Georg Karl Mandler. Geboren am 22. Oktober 1885 in Krofdorf, aber auch Kinzenbacher Herkunft, heiratete am 14. November 1905 die Elisabethe Bernhardt von hier. Aus dieser Ehe kamen sieben Kinder, vier Söhne und drei Töchter. Zwei Söhne zogen nach auswärts, einer ertrank als 15jähriger in der Lahn und ein Sohn fiel im zweiten Weltkrieg. Somit verblieb aus dieser Familie kein Namensträger in Waldgirmes. Georg Karl Mandler verstarb am 13. November 1958.

Der dritte Mandler kam wieder aus Kinzenbach. Karl Mandler, dort geboren am 9. Februar 1901, heiratete hier am 3. März 1935 die Karoline Elisabethe Kröck. Aus dieser Ehe kamen eine Tochter und ein Sohn. Der Sohn hat in seiner Ehe mit Lydia, geborene Brückmann, geboren in Dorlar, zwei Söhne, so daß hier zur Zeit drei Namensträger vorhanden sind. Karl Mandler starb in russischer Kriegsgefangenschaft im Juni 1945.

Mit Erich Heinrich Mandler kam der vierte dieses Namens von Kinzenbach. Aus dessen Ehe mit Margarethe Marie, geborene Gissel, gingen eine Tochter und ein Sohn hervor.

In insgesamt sechs Familien, alle Kinzenbacher Abstammung, haben wir von 1891 bis heute somit fünf Namensträger zu verzeichnen. (Kirchenbücher Waldgirmes)

Die Rodheimer Familie Koth

Von Ernst Schmidt

und ihr berühmtestes Glied, der angebliche Hexenmeister „Schmied-Conrod"

Im Jahre 1589 taucht in Steuerlisten von Rodheim, welche ich in Abschrift von Hauptlehrer i. R. Otto Stumpf, Garbenteich, erhalten habe und deren Originale im Staatsarchiv Darmstadt durch Kriegseinwirkung verloren gegangen sind, erstmals ein Name auf, aus dem später der Name Koth entstanden sein könnte. Es sind dies die Namen:

Cunradt Cotta und Henrich Cotta oder Cott. Letzterer hat den Zusatz, „Frau Kindbett". Das bedeutete, daß ihm in diesem Jahr die Steuer erlassen wurde. In weiteren Steuerlisten erscheinen dann 1593: Henrich Cott und Conradt Cotta, 1595 Cottha geschrieben, also dem spätern Koth schon ähnlicher. 1599 gibt es Cunradt Codta und Henrich Codtha. So, wie alle Namen, hat sich auch dieser im Lauf der Zeit gewandelt. 1620 gibt es die oben genannten Namen nicht mehr. Dafür aber Henkel Coth, in der **noch** gebräuchlichen Schreibweise, wenn man von der Änderung des Anfangsbuchstabens von C in K absieht. Er war Gerichtsschöffe, also eine einflußreiche Person im Dorf. 1629–33 erscheint er nicht. In dieser Zeit hat er wahrscheinlich auf einem Freien Hof gelebt. 1640 ist er wieder aufgeführt, diesmal mit seiner Frau Elisabeth. Auch ist er noch Gerichtsschöffe. Außer ihm gibt es in diesem Jahr noch einen Henrich Coth und rel. Anna. In der Steuerliste von 1660 wird ein Johann Conrad Coth und Frau Anna Cathrein, Schütz'scher Hofmann genannt, erwähnt. Die Steuerlisten der Jahre 1617 und 1640 im Stadtarchiv Gießen nennen einen Henkel Coth. Nach den Angaben in den Einwohnerlisten müßte Rodheim in dieser Zeit etwa 150 Einwohner gehabt haben.

Ein Henkel Koth ist auch in unserem Kirchenbuch verzeichnet, doch glaube ich nicht, daß dies der oben genannte war. Letzterer ist am 27. Oktober 1684 gestorben, hatte aber keine Nachkommen. Der 1617 genannte Koth war aber zu diesem Zeitpunkt schon Steuerzahler, also mindestens 25 Jahre alt. Folglich um 1590 geboren. Das würde für das Jahr 1684 ein Alter von ca. 95 Jahren bedeuten. Das war in der damaligen Zeit zwar auch möglich, aber doch sehr selten, um nicht zu sagen unwahrscheinlich.

In unseren ältesten kirchlichen Unterlagen sind vier Familien Koth genannt:

1. **Koth, Eberhard,** Bierbrauer, auf der Schmitte. Ehefrau Maria Schneider, Tochter des Ludwig Schneider, der meines Wissens Hofmann auf der Schmitte war. Sie hatten fünf Söhne. Zwei sind hier gestorben, die Spur der anderen drei verliert sich. Wahrscheinlich sind sie nach auswärts verzogen.

2. **Koth, Ludwig,** Hofmann (Pächter), wahrscheinlich auf dem Vetzberger Hof. Besitzer zu dieser Zeit war die Familie des Gießener Universitätskanzlers Justus

Sinold gen. von Schütz. Das Geburtsdatum ist unbekannt; gestorben ist er am 30. März 1671. Ehefrau Anna Catharina Schleenbecker. Erwähnte Kinder: Elisabeth, geb. ?, copuliert mit Johann Georg Will in Odenhausen. Johann Peter, geb. 1661, gest. 1723.

3. **Koth, Ludwig,** Schütz'scher Verwalter, verheiratet am 11. Oktober 1677 mit Agnes Schneider, Tochter des Ludwig Schneider. Ludwig Koth war geboren um 1649 und könnte ein Sohn des oben genannten Ludwig Koth gewesen sein. Von ihm sind zwei Kinder genannt:
Anna Maria, geb. 1678, verheiratet mit Johann Georg Dönges;
Johann Helferich, geb. 1680, copuliert mit Anna Catharina Stork.

Während die Familie des Eberhard Koth in dieser Zeit aus unseren Kirchenbüchern verschwindet, führt Johann Helferich den Namen Koth weiter.

Koth, Johann Helferich, copuliert mit Anna Catharina Stork. Sie hatten sechs Kinder; fünf starben klein bzw. ledig. Nur ein Sohn, Johann Georg, dieser führte den Namen weiter.

Koth, Johann Georg, Vorsteher und Kirchensenior. Verheiratet mit der Witwe Anna Maria Bender, geb. Bäpler, aus Kinzenbach. Sie hatten drei Söhne. Auch ihnen blieb nur einer erhalten, Georg Andreas. Die beiden anderen starben als Kinder.

Koth, Georg Andreas, Ehefrau Anna Magdalena Marx aus Vetzberg, war mit acht Kindern gesegnet. Ihnen starben vier.
Johann Friedrich heiratete Anna Margaretha Waldschmidt aus Fellingshausen;
Maria Magdalena - Georg Christian Bender;
Wilhelmine - Johann Friedrich Schmitt;
Georg Andreas - Katharina Will aus Kinzenbach.

Koth Johann Friedrich, und Anna Margaretha Waldschmidt hatten nur zwei Töchter.
Tochter Anna Elisabeth ging nach Gernsheim am Rhein und
Luise Magdalene nach Watzenborn.

Koth Georg Andreas, dem jüngeren, vermählt sich mit Katharine Elisabeth Will aus Kinzenbach, ihnen wurden sechs Kinder geboren:
Maria Katharine ging nach Alten-Buseck;
Georg Caspar heiratete Anna Katharine Schmitt;
Elisabeth, bei ihr ist nur das Geburtsdatum bekannt;
Katharine Elisabeth ging nach Krumbach;
Johann Georg wurde copuliert mit Helene Lang aus Aßlar und bei
Helene erscheint nur das Geburtsdatum. Wahrscheinlich blieben Elisabeth und sie ledig.

Koth Johann Georg und Helene Lang wanderten am 15. Oktober 1856 nach Amerika aus. Sie hatten zu diesem Zeitpunkt zwei Kinder.

Koth Georg Caspar führte den Namen in diesem Zweig allein weiter. Obwohl die Eheleute sechs Kinder hatten, starb der Name Koth in diesem Stamm mit ihm aus. Drei der Kinder starben im Alter bis zu siebzehn Jahren, darunter der einzige Sohn.
Magdalene heiratete Philipp Viehmann,
Katharine ging nach Atzbach und
Luise wird die Frau von Ludwig Weil III.

Auch dieser Stamm lief damit aus und es blieb nur noch der Stamm, der mit Conrad Koth beginnt, dem Urgroßvater des berühmten „Zauberschmiedes" Johann Conrad Koth, genannt „De Schmied-Konrod".

4. **Koth, Conrad.** Man weiß nicht, wann er geboren wurde und auch nicht, wann er starb. Seine Witwe starb am 3. Dezember 1690 und müßte ihrem Alter nach um 1616 geboren sein. Nach der Geburt seines jüngsten Kindes zu schließen, kann er vor Beginn unserer Kirchenbücher im Jahre 1661 gestorben sein. Vier Kinder sind von ihm bekannt:

Anna Catharina,	geb. um 1649, verheiratet mit Hans Steindörfer,
Anna Elisabeth,	geb. um 1650, Ehemann (Best)Sebastian Lang,
Michael,	geb. um 1654, verheiratet mit Sabine Brück und in zweiter Ehe mit Anna Elisabeth Schmitt,
Louisa,	geb. um 1658, erste Ehe mit Lorentz Will und in zweiter Ehe mit Conrad Moog.

Der erste Mann von Louise Koth, Adam Lorentz Will, stammte von Salzböden und war Pächter der Amtmannsmühle. Ihr Vater war Hofmann, also ebenfalls Pächter, des Schütz'schen Hofes in Vetzberg, zu dem diese Mühle gehörte. Möglicherweise bekam durch ihn Adam Lorentz Will die Pacht und der vorherige Pächter Ludwig Bepler mußte die Mühle verlassen. Adam Lorentz Will starb am 3. März 1690 und seine Witwe heiratete den Müllerssohn Johann Henrich Moog aus Weilburg, der dann die Mühle weiter betrieb.

Johann Konrad Koth hatte nur einen Sohn, Johann Michael, der den Namen weiter trug.

Koth, Johann Michael. Er war Hofmann auf der Schmitte und war in erster Ehe mit Sabine Brück verheiratet. Aus dieser Ehe kamen sechs Kinder:
Anna Felicitas heiratete Johann Conrad Michel;
Anna Elisabeth war anscheinend nicht verheiratet;
Philipp hatte Anna Elisabeth Scheuer von Atzbach zur Frau;
Anna Margarethe blieb wohl auch ledig;
Johann Ludwig starb mit vier Jahren;

Otto Ludwig Reinhard Adolf starb ledig im Alter von 63 Jahren und Sabine Brück, sie starb am 6. Januar 1699 mit 42 Jahren, als ihr jüngster Sohn zwei Jahre alt war. Johann Michael heiratete in zweiter Ehe die Witwe Anna Elisabeth Schmitt, geb. Dudenhöfen, mit der er aber keine Kinder mehr hatte. Den Namen trug wiederum nur einer weiter.

Koth, Philipp. Er war Schmiedemeister und hatte mit seiner Frau Anna Elisabeth Scheuer sechs Kinder. Drei starben im Alter bis zu einem Jahr:
Anna Elisabeth verrät uns nur ihr Geburtsdatum;
Johann Conrad heiratete Marie Sabine Waldschmidt
und in zweiter Ehe Wilhelmine Drescher aus Krofdorf und
Johann Jakob, der mit Anna Marie Ernestine Stork getraut wurde.

Koth, Johann Conrad, Schmied, Bürgermeister, Märker, Salzmeister und was er noch alles war und gewesen sein soll, kann ich nicht belegen. Hugo Heymann hat ihn mindestens zweimal beschrieben. Hexen konnte er laut eigener Aussage nicht. Er war ein Mann, der sich mit der damals wahrscheinlich noch lückenhaften Schulausbildung auf dem Dorfe nicht begnügte, sondern sich weiter ausbildete. Es ist bekannt, daß schon sein Vater Rezepte und Heilmittel aufschrieb und in einem Buch zusammenfaßte. Er trag in dessen Fußstapfen und führte das von seinem Vater angefangene Werk weiter. Dabei hat er sich in Schrift und Wissen weitergebildet und war so der übrigen Dorfbevölkerung überlegen. Hinzu kam wahrscheinlich noch die Gabe der Hynose und schon war der Hexenmeister geboren. Es gibt so viele Sagen von ihm, daß man sie gesondert aufführen muß. Ich werde diese, soweit ich sie kenne, am Schluß zusammenfassen.

Die von ihm und seinem Vater geschriebenen Bücher haben zu Lebzeiten von Hugo Heymann noch existiert, denn er erwähnt, daß er sie gesehen und darin gelesen habe. Er hatte auch mit einem Nachkommen des Schmied-Konrad, welcher drei Jahre älter war als er, gute Kontakte. Von diesem Mann, Karl Koth, habe ich gehört, daß er, als er 1922 ein neues Haus baute, die Bücher verbrannt habe, weil sie schon zu sehr von den Schaben zerfressen gewesen seien. Conrad Koth soll auch die obligatorischen Sechstes und Siebtes Buch Mose gehabt haben, aber angeblich habe sie niemand gesehen.

Für die Bevölkerung war so ein Mann von allergrößter Bedeutung. Zu einer Zeit, als es in Gießen **nur ein** Krankenhaus gab und auf den Dörfern noch nirgends einen Arzt, war jegliches heilkundiges Wissen von großer Bedeutung. Einen seiner Nachkommen, Wilhelm Bender, der später nach Hermannstein verheiratete, hätten diese Bücher angeregt, Homöopath zu werden. Auch andere, nicht zur Familie gehörende Personen haben aus ihnen gelernt. Das ihm von neun Kindern aus zwei Ehen nur der jüngste Sohn im Alter von 31 Tagen starb, ist bestimmt **mit seinem Wissen in der Pflanzen-Heilkunde** zuzuschreiben. Den Tod seiner ersten Frau mit 39 Jahren hat er nicht verhindern können. Er selbst wurde fast 86 Jahre alt und starb am 25. April 1808. Seine zweite Frau am 3. Mai 1808,

obwohl sie dreizehn Jahre jünger war als er. Sie soll, als sie versuchte, ihre leiblichen Kinder bei der Erbteilung zu bevorzugen, der „Schlag" gerührt haben (Schlaganfall). Angeblich auch verhext. Zur Erläuterung: Hier gilt die Realteilung. Über seinen Besitz ist man sich nicht ganz einig. Er soll Eigentümer von drei Häusern gewesen sein. Das Haus Gießener Straße 5 hat er im Jahre 1757 gebaut und auch dort gewohnt. Außerdem gehörte ihm das Doppelhaus Gießener Straße 10–12. Dort erscheinen 1845 noch Nachkommen von ihm. Friedrich Caspar Koth, ein Urenkel von ihm, ist dort noch genannt in der Seite des Doppelhauses mit der Nr. 12. Er war 1829 Bürgermeister.

Das dritte ihm gehörende Haus war das Gießener Straße 14, was ich in der Folge noch bei den Nachkommen seines Sohnes Hartmann erläutere. Johann Conrad Koth stammte aus dem Haus Gießener Straße 3, das sein jüngerer Bruder Johann Jakob übernahm.

Koth Johann Conrad war geboren am 21. 6. 1722 und starb am 25. 4. 1808. Verheiratet war er in erster Ehe mit Maria Sabine Waldschmidt, die ihm sechs Kinder schenkte:
Johann Jakob, verheiratet mit Anna Elisabeth Michel;
Anna Margarethe, verheiratet mit Georg Caspar Leicht;
Elisabeth Margarethe, verheiratet nach Fellingshausen;
Maria Katharina, verheiratet mit Johannes Dudenhöfer, Hof Haina;
Anna Maria, verheiratet mit Ludwig Gerhardt in Naunheim und
Friedrich Hartmann, verheiratet mit Anna Catharine Wagner aus Krumbach.
Mit seiner zweiten Frau, Wilhelmine Drescher aus Krofdorf, hatte er noch drei Kinder:
Anna Elisabeth war dreimal verheiratet. In erster Ehe mit Johannes Reeh, einem Sohn des ersten Reeh, Johann Wilhelm Georg, auf der Cronenmühle, die im Sprachgebrauch Reehmühle heißt. In zweiter Ehe mit Johann Jakob Jung und in dritter mit Johannes Jung.
Katharine Margarethe wurde copuliert mit Johann Daniel Dönges.
Georg Christian starb 31 Tage alt.

Koth, Johann Jakob, der älteste Sohn von Johann Conrad, hatte Anna Elisabeth Michel zur Frau. Sie bekamen die stattliche Zahl von zehn Kindern, aber leider starben sieben sehr früh:
Georg Andreas, heiratete Marie Becker aus Leihgestern;
Friedrich Caspar, Katharine Feht von der Schwalbenmühle und
Marie Katharine, Konrad Dudenhöfer.

Koth, Georg Andreas, verheiratet mit Marie Becker aus Leihgestern, hatte nur zwei Kinder:
Anna Elisabeth, heiratete nach Vetzberg;
Georg Andreas starb mit 18 Jahren und
er selbst starb 1795 mit 25 Jahren als Soldat bei Mainz.

Koth, Friedrich Caspar, der zweite Sohn von Johann Jakob, hatte eine Frau von der Schwalbenmühle bei Waldgirmes, Katharine Feht. Ihnen wurden drei Kinder geboren:
Susanne Magdalene heiratete Johannes Schneider,
Anna Elisabeth Georg Heinrich Reeh von der Cronenmühle,
Georg Andreas Katharine Reeh.
Dieser Friedrich Caspar erscheint 1845 noch als Besitzer des Doppelhauses Gießener Straße 10-12, damals Haus Nr. 22-23. Danach übernimmt seine jüngste Schwester, Marie Katharine mit ihrem Mann Konrad Dudenhöfer die Seite mit der Nr. 23. Die Hälfte mit der Nr. 22 wird an Andreas Dönges II. verkauft. Der Sohn heiratete außer Haus.

Koth, Georg Andreas, er heiratete in das Haus Fellingshäuser Straße 10 ein und bekam mit seiner Frau Katharine Reeh acht Kinder. Zwei wurden tot geboren, eine starb mit elf Jahren und ein Sohn verunglückte im Bergwerk beim Einsturz eines Grubenstollens tödlich im Alter von 24 Jahren:
Katharine Elisabeth ging 1873 nach Heuchelheim,
Ludwig heiratete Magdalene Weil,
Katharine heiratete Konrad Jung II. und übernahm mit ihm 1857 das Haus Fellingshäuser Straße 4, aus welchem im Jahr davor, 1856, Johann Georg Koth II., einer der letzten aus dem Stamm des Ludwig Koth, nach Amerika ausgewandert war.
Luise blieb im Haus und heiratete Konrad Bender III. aus Bieber Straße 1. Er fuhr dann die Postkutsche von hier über Krofdorf nach Gießen und als diese Linie eingestellt wurde, nach Frankenbach. Deshalb nannte man ihn „De Postconrod". Derjenige, den die Bücher des „Schmied-Conrod" dazu inspirierten Homöopath zu werden, war sein Sohn Wilhelm.

Das Haus und die Familie in diesem Haus nannte und nennt man heute noch „Schosche" nach dem Vornamen Georg, hier im Dialekt Schosch, obwohl das Haus schon mehrmals den Besitzer wechselte. Es gab zwar auch später noch den Vornamen Schosch in der Familie, aber der Dorfname kommt meines Erachtens von Georg Andreas Koth. Unter Umständen sogar von Johann Georg Reeh, 1685-1762, der vermutlich das Haus gebaut hat.

Koth, Ludwig, verheiratet mit Magdalene Weil, hatte zwei Kinder. Ludwig und Katharine, die beide nach Kinzenbach heirateten.

Damit ist der Name Koth bei den Nachkommen von Johann Jakob, dem ältesten Sohn des „Schmied Conrod" ausgestorben. Es folgt Friedrich Hartmann und dessen Nachkommen.

Koth, Friedrich Hartmann. Er gab seinem Stamm den Dorfnamen „Hotmanns" wovon es hier aber auch nur noch weibliche Nachkommen gibt. Seine Frau war

Anna Katharine Wagner aus Krumbach. Sie schenkte acht Kindern das Leben, wovon fünf klein bzw. ledig starben.
Marie Katharine weist nur ihr Geburtsdatum nach. Ob sie nach auswärts ging ist nicht bekannt;
Anna Margarethe heiratete Ludwig Kirch aus Römershausen;
Johann Konrad Anna Katharine Schmitt aus Krumbach.

Koth, Johann Konrad, einziger männlicher Nachkomme, verheiratet mit Anna Katharine Schmitt aus Krumbach, hatte sechs Kinder. Drei von ihnen starben klein, ein Sohn kam bei einer Schießerei um.
Johann Georg heiratete Anna Margarethe Weil;
Ludwig Margarethe Schwarz aus Ruttershausen.
Johann Konrad Koth ist 1840 als Besitzer des Hauses damals Nr. 20 nachgewiesen, heute Gießener Straße 14. Das Nachbarhaus des oben genannten Doppelhauses. Mithin dürfte das das dritte Haus gewesen sein, welches dem „Schmied Conrod" gehörte und über seinen Sohn Hartmann an dessen Sohn Johann Konrad gelangte. Weder Hartmann, noch Johann Konrad kann eingeheiratet haben, denn beider Frauen waren von Krumbach.

Koth, Johann Georg, verheiratet mit Anna Margarethe Weil, hatte vier Kinder. Er verunglückte mit 42 Jahren im Bergwerk.
Konrad heiratete Margarethe Hinkler von Bieber;
Jakob ging nach Oberroßbach;
Margarethe ging 1881 nach Kinzenbach;
Hartmann, der jüngste, starb ein Jahr alt.

Koth, Ludwig. Seine Frau Margarethe Schwarz stammte aus Ruttershausen. Er wanderte 1871 mit Tochter Margarethe nach Amerika aus. Sein Sohn Ludwig war im April 1870 gestorben.

Koth, Konrad und Ehefrau Margarethe Hinkler, bekamen sieben Kinder. Drei starben im Säuglingsalter, einer als Jugendlicher.
Marie heiratete den Witwer Heinrich Failing, welcher aus Blasbach war;
Karl war mit Luise Velte aus Atzbach verheiratet;
Wilhelm Otto mit Marie Katharine Drescher in Krofdorf. Er fiel 1914/18.

Koth, Karl und seine Frau Luise Velte hatten drei Töchter und einen Sohn:
Luise Margarete war nach Langgöns verheiratet;
Anna blieb ledig;
Karl heiratete nach Krofdorf Emma Will;
Helene lebt im Elternhaus.
Damit ist auch im Stamm des Friedrich Hartmann Koth, der den Dorfnamen „Hotmanns" begründete, der Name Koth ausgestorben. In Krofdorf lebt er vorerst noch weiter.

Es fehlt noch der jüngere Bruder des „Schmied Conrod", Johann Jakob.

Koth, Johann Jakob, 1724 geboren. Er war mit Anna Maria Ernestine Stork verheiratet. Ihr Vater war Johann Daniel Stork, Bierbrauer auf der Schmitte, ein Enkel des Kirchenältesten Wentzel Stork, dessen Name auf unserer Großen Glocke stand, welche aus dem Jahr 1640 stammte und im Ersten Weltkrieg eingeschmolzen wurde. Aus seiner Ehe gingen sechs Kinder hervor:
Georg Conrad starb knapp 21jährig;
Anna Magdalene heiratete Wilhelm Carl Schneider
Catharine Margarethe Hartmann Dudenhöfer;
Johann Philipp verrät uns seinen Lebenswandel nicht;
Johann Paul starb 4jährig;
Anna Elisabeth starb knapp drei Jahre alt.

Also endet hier schon gleich der Name Koth und Hartmann Dudenhöfer, der Schwiegersohn von Johann Jakob Koth zieht in das Geburtshaus des „Schmied Conrod" ein. Er vererbte es an seinen Sohn Andreas und in der nächsten Generation zog wieder ein Schwiegersohn ein. Konrad Dönges II. Als dieser 1862 starb, wanderte seine Frau Katharine Margarethe, geb. Dudenhöfer, mit ihren sieben Kindern im Alter von ein bis neunzehn Jahren nach Amerika aus. Welch eine Courage, oder Not?

Das Haus übernahm der Neffe ihres Mannes, Ludwig Gerlach. Seine Mutter und ihr Mann waren Geschwister. Sie stammten aus dem Haus Gießener Straße 7. Ludwig Gerlach starb schon drei Jahre später unter Hinterlassen eines Sohnes, dem späteren Kellbächer. Die Witwe heiratete Ludwig Schneider, von dem ich in der Familiengeschichte der Peppler berichtet habe. Seine älteste Tochter wurde die Frau eines Gerlach aus Pfarrgasse 9 „Platte-Hannese" und aus dieser Familie leben heute ledige Geschwister in dem Haus. Das war der Werdegang eines Hauses von etwa 1700 an, vermutlich wurde es schon einige Jahre früher gebaut. Nun will ich beileibe nicht behaupten, daß das Haus von damals noch da steht. Es kann in dieser langen Zeit zumindestens einmal umgebaut worden sein. Das Nachbarhaus mit der Haus-Nr. 5, welches der Schmied Conrod 1757 gebaut hat, ist inzwischen vollständig umgebaut worden. Ich wollte nur den Gang der Geschlechter darin beschreiben.

Es gibt in Rodheim keine Koth mehr, wohl aber noch Nachkommen des „Schmied-Conrod", des legendären Zauberschmieds und Hexenmeisters.

Der mehrfach genannte Hugo Heymann war der jüngste Sohn des hiesigen Lehrers Philipp Wilhelm Heymann. Er hat, wie er selbst erzählte, tage- und nächtelang bei oben genanntem Ludwig Schneider gesessen und sich von ihm aus der Dorfgeschichte erzählen lassen. Auch dieser Ludwig Schneider, ein ausgezeichneter Kenner von Vieh- und auch wohl Menschenkrankheiten, hat noch aus den Büchern des „Schmied-Conrod" gelernt.

Nun noch die Sagen um den „Schmied-Conrod", soweit ich sie kenne.

Er konnte es nicht leiden, wenn Tiere unnötig geschlagen wurden. In der Nähe seines Hauses ging eine Furt durch den Froschbach. Beim Durchfahren derselben schlugen manche Fuhrleute unnötig ihre Pferde. Nach mehrmaligem Ermahnen ging er wieder einmal auf einen solchen Grobian zu und stellte ihn zur Rede. Dieser richtete die Peitsche auf den Schmied Conrod, aber dieser sah ihn scharf an und der erhobene Arm mit der Peitsche blieb ihm in der Luft stehen. So hat er angeblich bis zum Abend gestanden, bis ihn der Schmied Conrod erlöst hat.

Die Kunde von seiner angeblichen Hexenkunst war bis in die Wetterau gedrungen. Von dort kamen Leute, denen zu Hause Geld gestohlen worden war, zu ihm und baten, er möge doch den Dieb verhexen, daß sie wieder zu ihrem Geld kämen. Er meinte: „Ihr Leu hexe kann ech nit, owwer git nur ham, au Geld is wirre do". Tatsächlich war es dem Dieb zu Ohren gekommen, daß die Leute zum „Schmied Conrod" gegangen waren und aus Angst verhext zu werden, hatte er das Geld zurückgebracht. Es lag dort, wie es der „Schmied Conrod" gesagt hatte, auf dem Küchentisch.

Bei dem großen Dombrand in Wetzlar, als alle Feuerwehren der Umgebung alarmiert wurden, soll der „Schmied Conrod" von hier aus mit sechs Pferden vor der Spritze nach Wetzlar und dort die Domtreppe hinauf gefahren sein. Man sagt die Hufeinschläge sähe man heute noch.

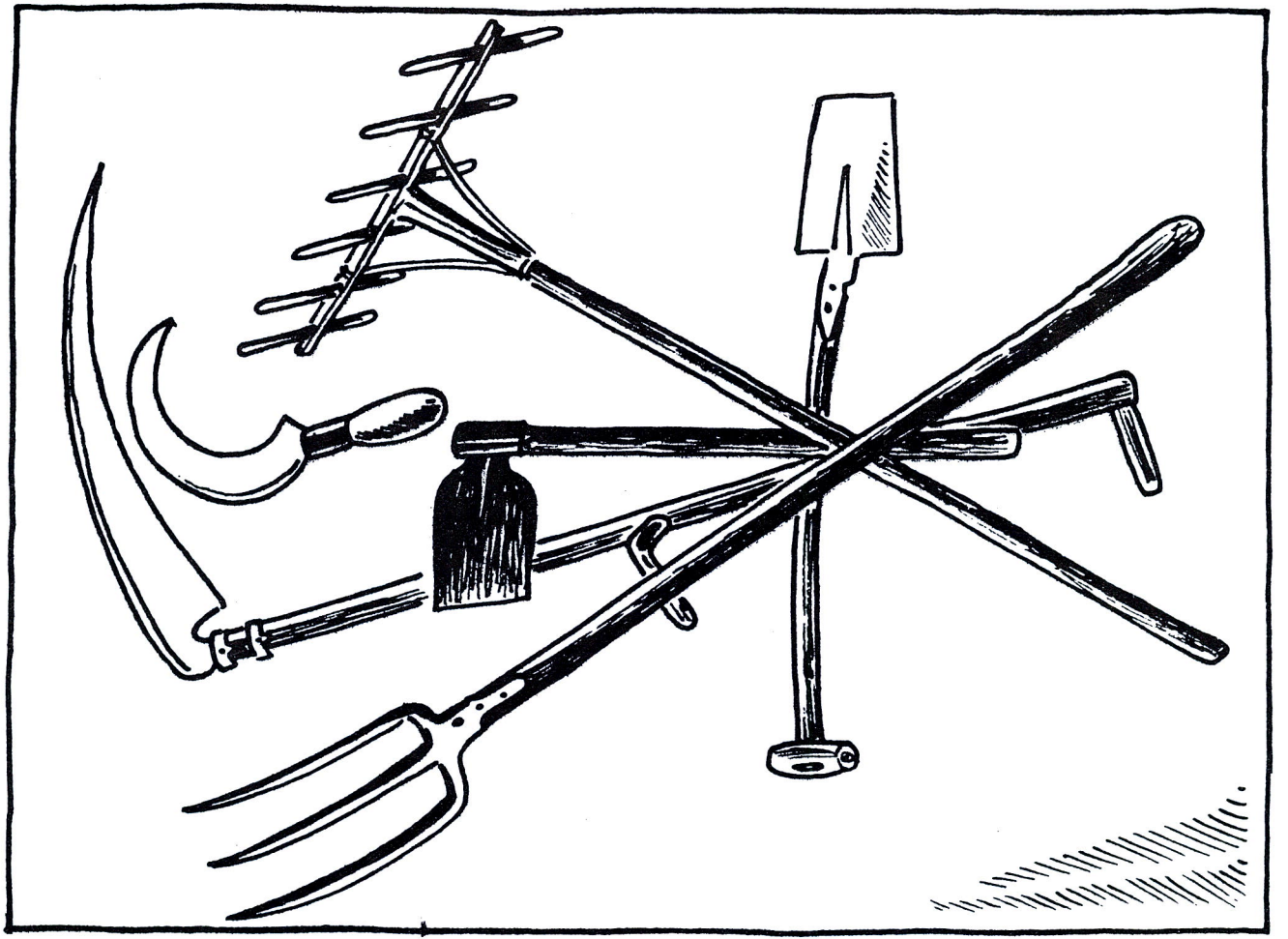
In der Stube seines Hauses soll jemand im siebten Buch Moses gelesen haben, was man nicht durfte. Auf einmal sei die ganze Stube voll Raben gewesen und das bedeutete Unglück. Da soll jemand gesagt haben, jetzt mußt du den Text rückwärts lesen, daß sie wieder fort fliegen. Das habe der Leser getan und tatsächlich sei im Nu die Stube wieder leer gewesen.

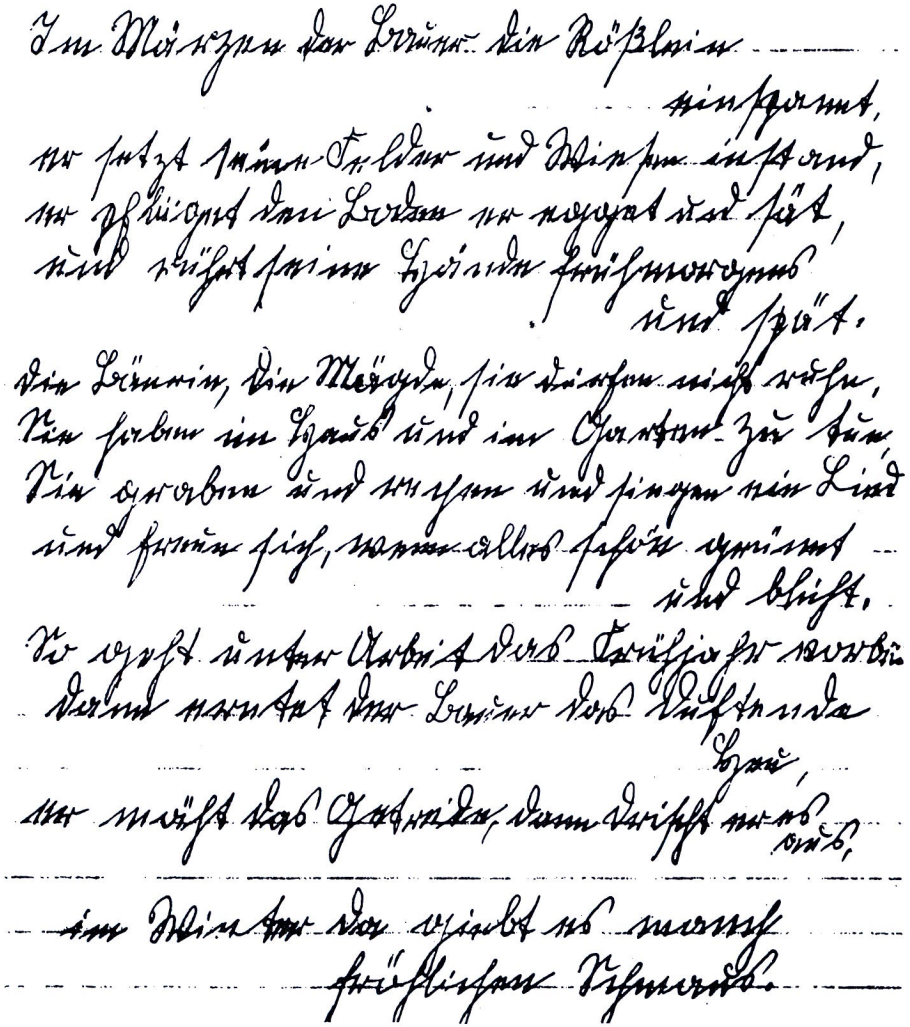
Ein Nachbar kam zu ihm und beklagte sich, daß ihm dauernd Brennholz gestohlen würde. Er sagt: „Dos huh mer schnell!" Läßt sich ein paar Scheite Holz geben, bohrt sie an und füllt die Löcher mit Sprengstoff. Macht sie dann wieder fein säuberlich zu und legt sie wieder zu den anderen. Am nächsten Tag fliegt in der Nachbarschaft ein Ofen auseinander und die Frau lamentiert: „Mer kann sich noch nit emol e'h bis'che Holz hönn".

Während des Siebenjährigen Krieges soll er sein Geld im Jirrepoul versteckt haben, um es vor plündernden Horden zu schützen. Angeblich haben schon mehrere danach gesucht, hat es aber noch keiner gefunden. Wenn er es nicht selbst wieder herausgeholt hat, liegt es jetzt noch drin. „Git hie in sucht emol!" Aber wer weiß denn noch wo der „Jirrepoul" war.
Im übrigen soll der Name daher kommen, daß dort angeblich: „Eh lerig Scheß met Jirre enin gefohn is".

Während des Siebenjährigen Krieges hatte unser Dorf schwer unter Furagierungen und Einquartierungen zu leiden. Um es vor einer erneuten Besetzung zu schützen (vor dem Dorf auf der Gießener Seite, sollen französische Reiter erschienen sein), ritt er mit zehn bis zwölf Mann in den Heegstrauch, ausgestattet mit verschiedenen Uniformen. Von dort aus preschten sie einmal in Husarenuniform, dann als Dragoner und danach in Ulanenuniform aus dem Wald heraus und verschwanden wieder darin. Tatsächlich soll es ihm gelungen sein, die vor dem Dorf liegenden Truppen zum Abzug zu bewegen, in dem Glauben, der ganze Heegstrauch stecke voller berittener Truppen.

Er sollte, ebenfalls im Siebenjährigen Krieg, einem russischen Offizier den Weg nach Königsberg zeigen. Ging auch bereitwillig mit, bis er Königsberg liegen sah. Zeigte es dem Offizier und wollte umkehren. Der Offizier verlangte, er solle mitgehen, was der Schmied-Conrod mit dem Hinweis ablehnte, daß er ja Königsberg liegen sehe. Daraufhin zog der Offizier seinen Krummsäbel und wollte den Schmied-Conrod zwingen. Dieser sah ihn scharf an und dem Russen blieb der erhobene Arm in der Luft stehen. Conrad aber ging seines Weges.
Manche sagen, der Russe stände noch beim Rappoul?





(aufgeschrieben von Frau Elisabeth Hartmann, Erda, in ihrem 80. Lebensjahr)

Lieber Leser!

Die vorliegende kleine Schrift ist eine Gemeinschaftsarbeit des Altenkreises Erda. Sie soll allen älteren Bewohnern unseres Dorfes noch einmal die bäuerliche Arbeitswelt ins Gedächtnis rufen, wie sie bei uns jahrhundertelang bestand und jetzt in Vergessenheit gerät. Sie soll zugleich eine Erinnerungsgabe an die Jugend sein, damit sie um die Mühsal und Plage ihrer Vorfahren weiß, die ihr unter harten Bedingungen ihr Erbe an Land und Heimat bis zum heutigen Tage bewahrt haben.

Unser Heft erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Berichte und Ergänzungen werden von uns gerne angenommen.

Mit freundlichen Grüßen! Februar 1977

Marianne Klapsch (Hohensolms)

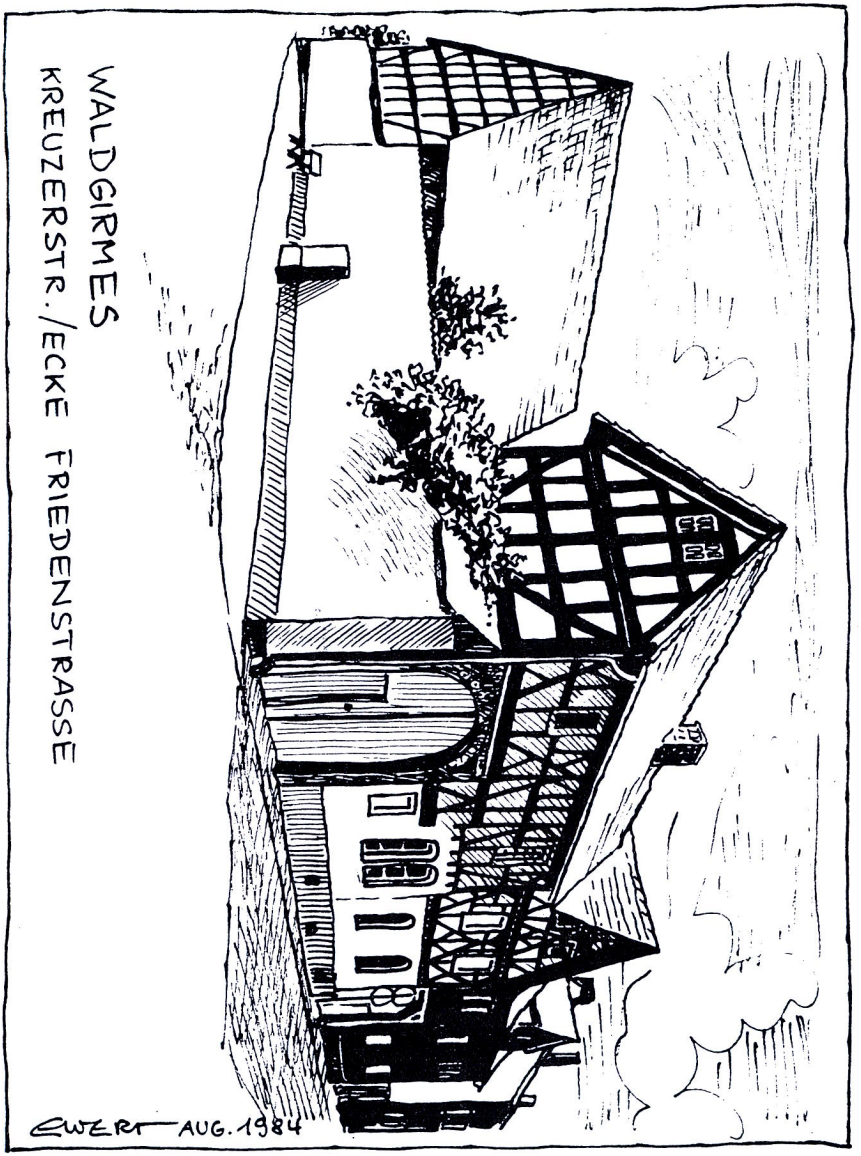
Die Frühjahrsarbeit

Das Jahr des Bauern beginnt nicht mit dem Kalenderjahr. Je nach der Witterung liegt sein Anfang meist in den letzten Februartagen. Bis dahin spielt sich das Leben im engen Dorfbereich ab, und wenn draußen die Flocken wirbeln, knistern die Scheiter im Küchenherd.

Auf einmal ist die Sonne wieder da. Der Schnee schmilzt, hier und da schaut schon ein Fleckchen brauner Ackererde hervor. Die Stare kommen, und die Meisen schmettern ihr

„Spitz die Schar, spitz die Schar,
morgen wolln wir zeckern fahrn"

in den hellen Tag. Das ist das Signal zum Aufbruch im ganzen Dorf: Die Feldarbeit geht wieder an! Abends nach der Owedsupp sagt der Vater bedächtig: „Morn wo'n mer enspann." Aber das ist gar nicht so einfach. Der erste Wagen Mist ist geladen, die Kühe werden aus dem Stall geführt. Doch die brave Bless, die sonst so gleichmäßig ihren Weg trottet, ist nach der Winterruhe nicht wiederzuerkennen. Wie ein Jungrind springt sie hierhin und dorthin, rennt im Trab und bleibt dann plötzlich wieder stehen, und kein „haa" und kein „heut" bringt sie zur Vernunft. Die Braune neben ihr macht es ebenso, nur in entgegengesetzter Richtung, und es ist ein Glück, daß der schwerbeladene Wagen ihrem Übermut Grenzen setzt. Deshalb werden die jungen Rinder nach dem Anlernen auch zuerst vor den Mistwagen gespannt.


WALDGIRMES
KREUZERSTR./ECKE FRIEDENSTRASSE
EWERT AUG. 1984

In den ersten sonnigen Tagen wird der Hühnerstall gesäubert. Hühnermist mit Asche und Thomasmehl vermischt ergibt eine gute erste Streu für die Wiesen. Sobald der Boden ganz aufgetaut ist, wird Hafer gesät. Mit der umgehängten Säwanne vor sich schreitet der Bauer über die Schollen und wirft mit weit ausholendem Schwung die Körner. Rhythmus und Maß müssen genau stimmen, wenn sie gleichmäßig aufgehen sollen.

Ehe die Fegmühlen in Gebrauch kamen, wurde das Saatgut mit der Hand gesiebt. Man schüttelte den Hafer so lange in einem Sieb, bis die schweren Körner unten liegen blieben und die leeren mit der Spreu oben abgestrichen werden konnten. Ein ähnliches Verfahren wandten die Frauen bei der Aussonderung von Erbsen und Linsen an. Sie legten die Früchte in einen Topfdeckel und schwenkten sie im Kreis. Nach dem Prinzip der Zentrifugalkraft wurden die schweren über den Deckelrand geschleudert, während sich die verdorbenen leichten in der Mitte sammelten. Es erstaunt immer wieder, mit welchem Erfahrungsreichtum sich unsere Vorfahren die physikalischen Gesetze, die sie nicht kannten, zunutze machten. Nach dem Hafersäen wird der Kartoffelacker geeggt und gedüngt. Es ist nicht einfach, die richtige Zeit fürs Kartoffelsetzen zu bestimmen. Sie sollen so früh wie möglich draußen sein, aber auch möglichst keinen Frost mehr bekommen. Und wer weiß schon im Voraus, wie kalt die Mainächte noch werden?

Zwischendurch holt man im Wald auch noch Siddwellen. Sie werden etwas kürzer als die Backwellen gemacht. An einem sonnigen Tag im April hat die Mutter den Garten hinter dem Haus in Ordnung gebracht. Mit dem Salat, den Möhren und den Zwiebeln müssen auch gleich die Dickwurzsamen in die Erde, damit die Pflänzchen später zum Auspflanzen groß und kräftig genug sind.

Wenn dann noch die Sommergerste draußen ist, rückt mit dem Frühjahrsputz der Haushalt in den Vordergrund. Der Waschtag steht bevor!

Der große Waschtag

Seufzend steht die Mutter in der Waschküche vor einem riesigen Wäscheberg und denkt an den morgigen Tag und seine Plage, während sie das Weiße und das Blaue aussortiert. Unter den Begriff „Blaues" gehört alle Buntwäsche jeglicher Farbe; sie ist nach den blauen Arbeitskitteln der Männer benannt. Alle weißen Wäschestücke werden im großen Zuber eingeweicht und nach Möglichkeit am Abend noch gekocht, damit man am kommenden Morgen gleich mit vollen Kräften ans Werk gehen kann.

In aller Frühe steht die Hausfrau über den hölzernen Bottich gebeugt und wäscht Stück für Stück in der heißen Lauge aus. Der Stampfer, mit dem der Inhalt des Waschkessels durchgewalkt wird, und das Waschbrett zum Rubbeln der Laken

und Überzüge sind schon kräftesparende Neuerungen. In Notzeiten ersetzt Asche von Buchenholz die Waschmittel. Sie wird in ein Tuch gegeben und mit Wasser übergossen. „Laa gedribbelt" (= Lauge getropft) nennt man das. Aber es ist eine unangenehm scharfe Lauge, die man auf diese Weise gewinnt. Sie brennt auf der Haut und scheuert die Hände wund. Wenn die Bettwäsche nochmals in Sil gekocht worden ist, bringt man sie zum Bleichen auf die „Duchblaich" (Tuchbleiche) am Aarbach. Man muß früh sein, damit man noch genügend Platz auf dem Rasen bekommt, und damit alles schön ausgebreitet liegt, wenn die Sonne hoch steht. Trotzdem gibt es manchmal Pannen, die eine Hausfrau zur Verzweiflung bringen können. So sagte einmal Frau Spory, die Lehrersfrau: „Ich war **so** früh, aber die Hühner waren noch früher." Sie waren in breiter Front über Schullehrers Bettwäsche marschiert. Hat man die Laken und Überzüge fleißig begossen und inzwischen in der restlichen Lauge die bunten Sachen gewaschen und auf die Leine gehängt, wird alles vom Rasen wieder eingesammelt und daheim ausgespült. Dem Spülwasser gibt man ein Beutelchen „Waschblau" bei, damit die Wäsche einen schönen klaren Schimmer erhält. Erst dann kann auch die Bettwäsche auf die Leine zum Trocknen. Aber die Arbeit ist noch lange nicht zu Ende. Der Kessel wird leergeschöpft, der Holzbottich zum Austrocknen in den Hof gestellt, alle Eimer und Kübel gereinigt, der Boden aufgewischt und der Dreifuß wieder an seinen Platz gerückt. Erst dann kann die Mutter einen Blick über die lustig im Wind flatternde bunte Parade werfen und befriedigt feststellen: „Die Wäsch es schii worn!" und mit diesem Satz vergißt sie Rückenschmerzen und wunde Finger.

Frühsommer

Auf den Wiesen stehen die Wollmaatsblome in Blüte, und der Solmser Wollmarkt, nach dem sie ihren Namen haben, ist gehörig gefeiert worden, weil der Handel mit Schafwolle, Kälbern und Ferkeln vorteilhaft abgeschlossen wurde. Eine neue Gaasel und einen Schürzenstoff hat man mit nach Hause gebracht. Dann geht der Ortsdiener durchs Dorf und ruft aus, daß am nächsten Morgen „der Grund aufgetan" wird. Als es nach der Flurzusammenlegung Feldwege gab, konnte jeder anfangen, wann er wollte. Aber davor war ein gemeinsamer Beginn der Heuernte notwendig, damit niemand dem anderen das Gras zertrampelte.

In der grauen Frühdämmerung werden die Sensen gedengelt, und die Männer gehen zum Mähen. Es ist etwas Besonderes um diese frühe Morgenstunde, wenn die Welt hier draußen noch in einer feierlichen Ruhe verharrt, nur die ersten Vögel zaghaft zu zwitschern beginnen und die Sense zischend in das feuchte Gras fährt. Schwaden auf Schwaden legt sie nieder, und bis die Sonne hochkommt, ist die Wiese gemäht. Je nach der Witterung muß das Gras zwei- bis dreimal gewendet werden. Wenn es gar nicht trocknen will, häuft man es abends auf Kegel, damit die Feuchtigkeit der Nacht nicht alles wieder durchnäßt. Morgens

muß man die Kegel wieder „auseinanderzisseln". Schließlich aber liegt alles Heu, leicht und duftend in Reihen zusammengerecht, bereit zum Abholen. Der Vater gabelt, und die Frauen rechen nach, bis der Wagen hoch beladen ist und man den Wiesbaum darüberlegen muß, damit er nicht umkippt. Zum Schluß wird noch abgerecht, d. h. die losen Halme mit dem Rechen von den Seiten abgestreift - und heim geht's!

Frau Pfarrer Müller erzählte neulich im Altenkreis die hübsche Geschichte, wie sie einmal mit mehr Begeisterung als Sachkenntnis einen Wagen Heu für die Pfarrscheune geholt hatten. Als sie das Werk ihrer Mühe voller Stolz betrachtete, kam ein alter Bauer vom Freithof herüber, ging prüfend um den Wagen herum und sagte dann bedächtig: „Aich däet maich schaame, su'n s scheppgeloarene Waa off mein Hob se foahrn." Sprachs und ging entrüstet von dannen! Aber schepp oder nicht schepp - das Heu muß nach Hause. Bei einem heftigen Regenguß gerät einem auch noch das Pflanzesetzen dazwischen. Und wenn dann eventuell die „Plänzercher" auch noch gewässert werden müssen, damit sie nicht vertrocknen, und die „Gedoffen gereust", damit sie nicht im Unkraut ersticken, kommt niemand in der Familie auch nur eine Stunde zur Ruhe. Die Hausarbeit mag liegenbleiben bis nach der Ernte. In der Sirrküch wird schnell ein bißchen Essen zusammengebrutzelt - und gleich geht's wieder hinaus. Wer weiß, ob morgen das Wetter noch hält! Es sind harte Wochen, in denen die Männer neben der Berufsbelastung noch acht Stunden Erntearbeit verkraften müssen, und die Frauen schmale Gesichter bekommen, denen man die Überanstrengung ansieht.

Dazwischen aber liegt für die jungen Mädchen ein unterhaltsames Gemeinschaftsunternehmen: „Morn gih mer in die Heidelbirn!" Ein paar Freundinnen verabreden sich heimlich und kriechen abends unter viel Kichern und Flüstern auf den Heuboden zum schlafen. Morgens um 2 oder 3 Uhr wandern sie schon los zur Endbacher Platt'. Heidelbeerensammeln ist ein mühseliges Geschäft, und wer abends ein volles Eimerchen heimbringen will, muß über Tag sehr fleißig sein. Aber Spaß macht's doch!

Erntezeit

An einem schönen, ruhigen Sommersonntag schlägt der Vater vor: „Mer wo'nn mol noch de Gerscht gucke." Und so geht der Spaziergang ins Feld, wo das Getreide gilbt und die schweren Halme neigt. Zwischendurch wird ein prüfender Blick nach links und rechts geworfen, wie die Frucht der anderen Leute steht. Auf „eusem Äcker" zerreibt der Bauer eine Ähre zwischen den Fingern, ob die Körner schon abspringen, und zerteilt ein Korn, ob es innen schön weißmehlig ist. Und nach gemeinsamer Begutachtung kommt man zu dem Entschluß: „Morn konn mer ofange." Der „Sume" ist schon heimgeholt worden; nun geht es

1895
DORLAR
EWERT SEPT. 1984

in der Reihenfolge weiter: - Gerste - Roggen - Hafer - Weizen. Wenn das Wetter trocken bleibt, arbeitet man zügig voran. Aber manchmal setzt der Her bstregen zu früh ein, das Getreide wächst auf den Hausten aus, und der Jammer ist groß. Doch diesmal sind die Tage noch sommerlich heiß. Die Witte, die man schon im Winter zurechtgemacht und zu je 60 Stück gebündelt hat, werden auf dem Schubkarren hinausgefahren. Mit der Sichel rafft man immer ein Bündel Getreide zusammen und legt es auf die Witt. Eine geschickte Drehung - fertig ist der Sichling! Das Aufstellen der Hausten geht schnell. Aber es gibt besonders ehrgeizige Leute, die darauf achten, daß auch alles ganz ordentlich aussieht und in schurgerader Reihe steht. Zuerst kommt der Mittelste, ein wenig größer als seine Brüder, die zu je 10 um ihn gruppiert werden. Dann wird der Hut, auch etwas größer, auseinandergebogen und mit Schwung über die Gruppe gekippt. Nach kurzer Trockenzeit wird das Getreide heimgeholt. Und nun beginnt das Dreschen. In alten Zeiten nahm diese Arbeit fast den ganzen Winter in Anspruch. Jeden Morgen vor der Schule versammelte sich die Familie in der Scheune zum Dreschen. Das Korn wurde heruntergeholt, wie es gerade gelagert war. Drei Leute waren nötig, damit die Dreschflegel richtig im Takt geschwungen wurden. Frau Dalwigk erzählt, daß es ihr als Kind schwerfiel, im Takt zu bleiben, und daß sie immer mit einem kleinen Ruck ihres Körpers nachhalf. Da mußte sie manchen gutmütigen Spott über sich ergehen lassen, weil sie bei der Arbeit einen artigen Knicks mache. Um 1910 erschien die erste Dreschmaschine. Aber die Familie allein reichte für die Bedienung der verschiedenen Arbeitsgänge nicht aus, für die man 10 bis 13 Leute brauchte. Man half sich also in der Verwandtschaft und Nachbarschaft gegenseitig aus. Schon die Schulbuben wurden dazu ausgeliehen, so daß im Laufe des Herbstes mancher fünf- oder sechsmal zum Dreschen verpflichtet war. Und das war jedesmal ein harter Tag! Wenn er mit all seinem Lärm, seinem Staub und dem Rütteln der Maschine vorbei war, gabs ein kräftiges Essen, wie es einem Schwerarbeiter zukommt. Je nach der Witterung gerät auch noch das Grummet mitten in die Ernte. Es ist zwar nicht so viel wie das Heu, aber die Wiesenfläche, die gemäht und gerecht werden muß, ist die gleiche; und so muß man sich schon ziemlich abrackern, damit alle Arbeiten aneinanderpassen und es nirgendwo einen Stau gibt. Die abendlichen Überlegungen im Familienkreise über die Reihenfolge und Verteilung gleichen einem wohlüberlegten Generalstabsplan. Das sieht dann etwa so aus:

„Wanns's Wärrer morn bleibt, konn mersch Grommet beinaa mache."

„Enn wann lange mer die Hawwer?"

„Ei de Onnern!"

„Dann konn mer doch irscht die Hawwer lange en doas bißche Grommet owedruff dou."

„Gitt doch net! Die Värrergässer wo'n doch euse Waa liehne zoum Dresche."

„Noja, dann lange mer die Hawwer halt speerer. Doas Klaa mo' nochher mol in die Värrergass laafe en freje, wäivielder se wirn beim Dresche."

„Etz bass emol acht: Aich mache des Grommet noch fir'm Esse beinaa. Wann Du vor de Schicht kimmst, mächsde Dich gleich bei de Kreuzung enaus. Die Gell mo' dr met de Keuh entgaa foahrn, en Ihr konnt des Grommet gleich loare. Dann härre mersch dehaam, wann däi de Waa helle."

„En wann soll aich Fourer mache?"

„Dann muß de dr halt mol de Schubkärrn nemme. Mächst's gleich häi vorne om Gewannewäg, dann brachs'de net so weit se foahrn."

Heute, im Rückblick, fassen die Alten diese Zeit ihres Lebens in einem einfachen Satz zusammen: „Mer muß sich wonnern, wäi mersch als fertichgebrocht hott!"

Herbst

Die Schwalben sammeln sich auf den Drähten, der erste kühle Nebel zieht über die Stoppeläcker - nun geht es an die Kartoffelernte. In den milden Frühherbsttagen ist man gerne draußen, aber wenn ein kalter Nieselregen niedergeht und der Boden glitschig wie Brei ist, macht die Arbeit keinen Spaß.

Bis um 1930 wurden die Kartoffeln noch Furche für Furche mit dem „Koascht" ausgehackt. Am besten arbeitete man zu zweit nebeneinander und warf die Kartoffeln in die Mittelfurche. Bis zum Ende der Arbeitszeit waren sie in der Sonne getrocknet und konnten nach der Größe sortiert in Säcke gelesen werden. Danach war es üblich, sie mit dem Pflug „auszuzackern", und erst in jüngster Zeit ist der Kartoffelroder in Gebrauch. Das Schönste am Kartoffelausmachen ist, daß man an sonnigen Tagen noch einmal das ganze Familienleben ins Freie verlegen kann. Mittags bringt die Mutter das Essen in einem großen Henkelkorb hinaus, und wenn der Acker leer ist, wird das Kartoffelfeuer angezündet, in dessen Glut die Kinder herumstochern und Kartoffeln rösten. Damit das welke Kraut auch brennt, hat man morgens schon einen „Pusch" Stroh mitgenommen. Zu den im Feuer gegarten Kartoffeln bekommt jeder eine Scheibe Schwartemagen. Das schmeckt hier draußen besser als die vornehmste Mahlzeit. Manchmal allerdings gibt es auch kleine Pannen, wenn das Feuer nicht richtig brennen will oder die Kartoffeln schwarz geworden sind. Färwersch Minchen hatte einmal das Mittagessen in einem Korb auf dem Kopf bis an die „Lange Stücke" getragen. Als sie ankam und alle sich auf das gute Essen freuten, stolperte sie, und Soße und Gemüse ergossen sich zwischen Kartoffelkraut und Schollen.

Langsam verglühen die Feuerchen auf den Äckern, und es geht an die letzte große Arbeit: das Dickwurzausmachen. Jetzt ist es morgens neblig-feucht und kalt, und man ist froh, wenn die Sonne noch durchkommt und ein wenig wärmt.

Auf dem Dickwurzacker wird hintereinander gearbeitet. Einer geht vorweg, reißt die Rüben aus und legt sie in Reihen. Der zweite folgt mit dem Hackbeil und trennt die Blätter ab. Sie sind ein wichtiges Futtermittel und werden deshalb gebündelt mit nach Hause genommen. Damit sie länger frisch bleiben, lagert man sie im Hausgärtchen und holt jeden Tag eine Portion zum Verfüttern herein. Meist erntet man auch vorher, wenn der Rübenacker noch steht, beim „Blirrermache" zusätzliches Grünfutter fürs Vieh.

Langsam wird es Zeit zum Kornsäen. Der Kartoffelacker ist geeggt und gepflügt worden, und jedesmal muß jemand mit hinaus, um die dabei zutage kommenden letzten Kartoffeln noch aufzulesen. Auch nach dem kräftigen Regen, der noch ein paar Knollen herauswäscht, ist noch einmal Nachlese gehalten worden. Gaggelersch Mutter sagte seufzend in Erinnerung an die Mühe: „Die Gedoffen wurre als goar net all."

Michaeli ist der Stichtag fürs Kornsäen. Später kommt der Weizen an die Reihe, für den erst der Dickwurzacker in Ordnung gebracht werden muß. Das dauert, je nach der Wetterlage, bis in den November hinein.

Inzwischen haben die Frauen daheim die Kartoffelsäcke gewaschen und in langer Reihe auf den Gartenplanken zum Trocknen aufgehängt. Die Bäuerin sitzt auf einem Schemel im Hof, kontrolliert jeden Sack und setzt Flicken auf die durchlöcherten Stellen, damit alles wieder schön in Ordnung ist, wenn sie gebraucht werden.

Von der Viehhaltung

Ob Winter, ob Sommer, ob Sonntag, ob Werktag - in aller Frühe muß zunächst einmal das Vieh versorgt werden. Dazu zieht man die Stallkleider an, die an der Krabbeleist' in der Waschküche oder im Hausflur hängen.

Zunächst wird der schwere Sirrzuber in den Stall gebracht und in die Krippe geschüttet. Die „Sirr" ist eine Mischung von allen möglichen im Kessel gedämpften Futtermitteln. Die leichten Früchte, die man aus den Körnern des Getreides herausgesiebt hat, Grummet, Häcksel, Dickwurzblätter - all das kommt in den Sirrkessel, der jeden Morgen neu gefüllt und zum Kochen gebracht werden muß. Glücklich die Familie, die daheim einen „Sirrpätter" hat, der zu krank und untauglich zur Feldarbeit, inzwischen das Gebräu im Kessel überwacht! Nach der Sirr bekommt jede Kuh eine Gabel Heu oder Grünfutter „vorgeworfen". Am Abend zuvor war der Vater noch in der Dämmerung zum Fourermache am Gewanneweg, den er ersteigert hat und den ganzen Sommer nutzen darf. Manche Feldwege gehörten jahrelang der gleichen Familie. Das Wiesengras muß ja zum Heumachen stehenbleiben. Die Kälber erhalten ein Getränk aus Milch und Kleie. Die ganz kleinen Kälbchen werden ihren Müttern zum Säugen

gebracht. Diese enge Gemeinschaft der Tiere bewirkt aber auch, daß das Muttertier tagelang klagt, wenn das Kalb verkauft worden ist.

Nach den Kühen sind die Schweine an der Reihe, die einen entsetzlichen Lärm vollführen, sobald sie die ersten Anzeichen der Fütterung bemerken. Sie bekommen Kartoffeln, Weichfutter aus Essensresten, Schrot und Magermilch. Als besonders gutes Schweinefutter gilt Ziegenmilch. Wenn im Herbst schon alles ein bißchen zur Neige geht, überbrüht man manchmal auch Disteln oder Brennesseln und mengt sie unter. Ziegen und Schafe werden mit Heu und Wasser versorgt. Im Vorbeigehen zieht die Bäuerin die Klappe vom Hühnerstall hoch. Die Hühner können sich im Hof selbst Nahrung suchen, bis sie als letzte ihre Schüssel Körner erhalten. Die „Hoasse" (Kaninchen) gehören im allgemeinen den Kindern, die auch Löwenzahn und Kohlstrünke für sie herbeischaffen müssen.

Aber wenn der Vater im Winter die Dickwurz durch die „Kohlrawemeehl" leiert, legt er eine ganze Rübe in das Hasenställchen, damit die Langohren am Vormittag etwas zu knabbern haben.

Viel Mühe macht der Bäuerin die Aufzucht der Junghennen. Sobald im April ein Huhn anfängt zu „glucksen", setzt man es in einen stillen Winkel der Scheune auf die Eier. Nach drei Wochen schlüpfen die Küken. Mit Hirse, Haferflocken und gehackten Brennesseln bringt man sie über die ersten Tage; und wenn die Nächte noch kalt sind, stellt man sie nachts in einem Körbchen warm verpackt in die Backröhre des Küchenherdes. Vor dem hölzernen Gluckenkasten im Hof ist ein Drahtgestell aufgebaut, damit Hund und Katze nicht eines der winzigen Federbällchen erwischen. Es ist schon eine rechte Plage, bis sie groß genug sind, um mit den anderen Hennen versorgt zu werden. Und selbst dann muß die Hausfrau abends in der Dämmerung nach ihnen suchen, wenn sie nicht eingehen, d. h. den Weg in das ungewohnte Hühnerhaus nicht finden oder von den anderen Hühnern weggebissen werden.

Auch die jungen Ferkelchen bedürfen einer dauernden Betreuung, damit sie zunehmen und keinen Schaden leiden. Ein gut gefüttertes, rundes, munteres Wutzchen ist der Stolz einer richtigen Bauersfrau. In alter Zeit wurden die Schweine mittags ausgetrieben. Der Hirt sammelte die Herde und führte sie zum Lohberg. Bucheckern und Eicheln in den Wäldern bildeten einen zusätzlichen Teil der Mast. Wer die Abgabe an den Schweinehirten sparen wollte, trieb seine Schweine mittags selbst aus. Meist war das eine Aufgabe der größeren Schulkinder. Wenn in den ersten Wintertagen der Hausmetzger seine Tätigkeit begann, waren die Tage des Wutzchens gezählt. Aber Jettes Mutter ging am Schlachttag immer fort in die Nachbarschaft, weil sie nicht hören wollte, wie ihr Wutzchen, das sie mit so viel Liebe betreut hatte, geschlachtet wurde.

In der einen Ecke der Scheune steht die Katzenschüssel. Nach dem Melken wird

sie für die Miez gefüllt, die ihre Zeit genau kennt und wartend davorsitzt. Karo, der treue Wächter des Hofes, erhält Wurstenden und Brotrinden, die der Opa auf dem Frühstückstisch liegengelassen hat, weil er sie nicht mehr kauen kann. Auch die Knochen vom letzten Suppenfleisch wandern in den Hundenapf. Es gab in einem Bauernhaushalt praktisch kein Krümelchen Nahrung, das nicht in irgendeiner Form verwertet wurde. Selbst das Spülwasser goß man, weil es so schön fettig war, in den „Saukroppe".

Mittags erhält das Vieh eine kleine Zwischenmahlzeit an Gras oder Heu. Wer nur ein Gespann hat, muß in der Erntezeit etwas mehr füttern, damit die Zugtiere bei Kraft bleiben. Und abends, wenn man vom Feld nach Hause kommt, beginnt die Stallarbeit in der gleichen Reihenfolge wie am Morgen. Selbst das schönste Familienfest endet für die Bauersleute spätestens um fünf Uhr mit dem ergeben gesprochenen Satz: „Ja, mir murre feurern gih!"

Von der Schafhaltung

In unserer nicht sehr ertragreichen Gegend war man von jeher genötigt, auch die Brachflächen zu nutzen. Dazu eigneten sich am besten Schafe, die zugleich als Wollieferanten unentbehrlich waren.

Es gab im Dorf zwei Herden, zusammen etwa 300 bis 400 Tiere: Eine Herde aus der Vordergasse und ihren Nebenstraßen und eine aus der Hintergasse. Die noch bekannten Schäfer waren Peter Bernhardt, Peter Schäfer, Jakob Rupp, Jakob Schneider und Otto Jakob. Im Frühjahr und Herbst sammelte der Schäfer morgens die Herde, indem er durchs Dorf ging und pfiff, wenn er „ausfuhr". Der Schäferkarren stand neben dem Pferch, in den die Herde abends eingeschlossen wurde. Unter der Hütte hatten die Hunde ihren Ruheplatz. Nach der Ernte, wenn die Felder als Weide freigegeben waren, band man den Schafen Schellen um, und jeder Dorfbauer konnte am Geläut hören, wo die Herde zog. Während der heißen Mittagszeit wurde geruht. Das Baumstück oder die schattigen Wäldchen vor der Kammer und auf dem Loh waren beliebte Plätze, an denen der Schäfer „onnerte".

Sobald die Jahreszeit gleichmäßig warm war, begann die Schafschur. Jeder Besitzer wusch seine Tiere in „der" Schafbach und schor ihnen die Wolle ab. Das war eine heikle Prozedur; denn die Opfer, die gefesselt auf dem Wagenscheit lagen, hielten nicht still, und so fuhr die Schere oft ungewollt in die Haut. Gleich nach dem Scheren markierte jeder Bauer seine Schafe mit seinem Eigentumszeichen. Als Stempel diente oft das „Schlärrerfaß", in dem sonst der Wetzstein steckte, und als Farbe nahm man Wagenschmiere oder rote Farbe.

Eine wesentliche Aufgabe der Schafherde war die Düngung der Felder. In jedem Monat wurde der Pferch versteigert. Der Bauer, der ihn für eine oder mehrere

Nächte bekam, mußte ihn samt dem Karren abholen und auf seinem Acker aufstellen. Damit der Mist möglichst weit ausgebreitet wurde, schlug der Schäfer schon mit Sonnenaufgang die Umzäunung um ein Quadrat weiter, bis er gegen 10 Uhr ausfuhr. Zu seinen Aufgaben gehörte auch die Salzfütterung, das Kastrieren der Hammel und das Stutzen der Schwänze bei den Mutterschafen.

Für seine Arbeit genoß er im Dorf bestimmte Privilegien. Im Herbst erhielt er von jedem Schafhalter eine bestimmte Menge Körnerfrucht. Wurde ein Schwein geschlachtet, so durfte er die Innereien für die Hunde holen. Er selbst bekam an diesem Tag sein Frühstück im Haus und einen Schnaps dazu. Wenn ein Schaf geschlachtet wurde, so gehörte der Kopf nach altem Brauch dem Schäfer, der daraus eine wohlschmeckende Suppe kochte.

Winterszeit

Keller und Scheune sind gefüllt. Im Feld wird es allmählich ruhig. Wenn man die „Ehg" und das „Pluggskärrnche" mit nach Hause genommen hat, gibt es draußen nichts mehr zu tun. Jetzt muß die Mutter dafür sorgen, daß sich die Speisekammer füllt. Zunächst geht's ans „Hoingkoche". Birnen- und Zwetschenmus werden in einer Großaktion hergestellt. Darauf freut sich vor allem die Jugend. Der Abend, an dem in der Nachbarschaft die Zwetschen gekernt werden, verspricht immer einen lustigen Ausgang beim Pfädchenstreuen. Wenn der Honig im Kessel siedet, schickt man die Kinder aus, um das „Hoingklaarerche" zu holen. Das schleppen sie eifrig nach Hause und wundern sich sehr, wenn statt des erwarteten Leiterchens und den gläsernen Stiefeln, mit denen man in den Kessel steigen soll, ein paar schwere Backsteine zutage kommen. Mit dem ersten Frost beginnt das Schlachten. Es nimmt mehrere Tage in Anspruch, bis die Würste in Reih und Glied im Dachfenster hängen und die vielen Gläser und Büchsen zu sind. Und kaum sind die letzten Spuren vom Schlachten beseitigt, muß schon wieder Brot gebacken werden. Diesmal nimmt man gleich ein paar Bleche voll Plätzchen mit ins Backhaus für die Weihnachtszeit; denn schon geht abends der „Christnickel" durchs Dorf und schaut, ob die Kinder artig sind. So erzählt der Vater, wenn er den Kleinen von einem Gang durch den Wald „Hasenbrot" mitbringt.

Ein kleines Tannenbäumchen in der Stubenecke ist die bescheidene Weihnachtszier. Die Zeiten sind arm, es gibt keine großen Geschenke. Die Kinder freuen sich über einen Griffel oder ein Taschentüchlein, und die Hausfrau legt ihrem Mann die letzt gestrickten Strümpfe auf den Tisch: „Däi sei für Christdag." Wenn es die Witterung erlaubt, geht man am zweiten Feiertag mal über Feld ins Nachbardorf und besucht die Verwandten. Nachdem das Vieh im Stall begutachtet worden ist („E schiines Kälbche hott ihr do!"), sitzt man in der Stube beim Kaffee zusammen. Die Männer tauschen Erfahrungen über die Feldbestellung aus. Die Frauen unterhalten sich über Kochrezepte und vertiefen sich in die

Erforschung von Verwandtschaftsgraden, die auf dem Dorf nicht immer einfach ist. „Dem sei Großmudder en eusem Pädder sein Brourer, doas woarn Annergeschwisderkenn." Zur Futterzeit geht man wieder heim.

In der Sylvesternacht bringt der Ortsdiener von Haus zu Haus seine Segenswünsche dar mit dem herkömmlichen schönen alten Spruch:

„Ich wünsche der Familie (Name) ... ein glückseliges neues Jahr, Friede, Gesundheit und ein langes Leben, dazu die ewige Glückseligkeit."

Am Neujahrstag kommen die Kinder zu ihren Paten und holen das „Naujuhrche" ab, ein Geldgeschenk für die Sparbüchse. Und nun geht das Leben wieder seinen geregelten Gang. In den frühen Morgenstunden hört man den gleichmäßigen Takt der Dreschflegel aus der Scheune, wenn das Getreide ausgedroschen wird. Danach ist der Tag ausgefüllt mit Arbeiten, für die während der Erntewochen keine Zeit blieb. Der Vater sieht die Gerätschaften nach und bessert hier und da etwas aus. Er schärft die Pflugschar und schmiert das Viehgeschirr ein. Mancher kann auch noch die Kunst des Besenbindens und sorgt für neue Stallbesen. Jetzt ist auch Zeit zum „Struhschäwe". Dabei werden die langen Halme herausgezogen, um daraus Witten für die nächste Ernte zu drehen. Das alles ist gute und nützliche Arbeit, bringt aber keinen Verdienst ins Haus. Deshalb gehen viele Landwirte im Winter als Holzhauer in den Wald. Wenn dabei auch keine Reichtümer zu erwerben sind, so gibt es in den 20er Jahren doch etwa 30 bis 40 Pfennig pro Stunde. Auch die Mutter hat für die Instandsetzung des landwirtschaftlichen Inventars zu sorgen. Die Viehdecken werden gewaschen, ebenso das Wagentuch. Dann nimmt sie sich die letzten Säcke zum „Placken" (Flicken aufsetzen) vor. Und nun kann sie sich endlich der Verarbeitung der Wolle widmen. Die ungesponnene Wolle muß zunächst entfilzt und gleichmäßig auseinandergezupft werden. Ganz früher war das eine Beschäftigung der Kinder, und viele Leute in unserem Altenkreis können heute noch zeigen, wie man die Hände dabei halten mußte. Später gab es in Wetzlar, Gladenbach und Fronhausen Wollkämmereien. Und dann kann das Spinnen und Stricken losgehen. So wie sich die Jungen abends in der Spinnstube treffen, so kommen die älteren Frauen zu Wollkränzchen zusammen. Unter ihren fleißigen Händen entsteht fast alles, was eine mehrköpfige Familie zum Anziehen braucht: Eine Jacke für die Tochter, Palldin und Pudelmütze für den Sohn, ein wollenes Wams für den Vater, Fausthandschuhe für die ganz Kleinen und viele, viele Strümpfe. Fragt mal eine Erdaer Frau, wieviele Strümpfe sie in ihrem Leben gestrickt hat!

Die Farbe für all diese schönen Dinge wird von der Naturfarbe der Schafe bestimmt. Schwarz, braun und rohweiß erscheinen die Handarbeiten, manche hell mit dunklen Borten oder umgekehrt. So lange die Haarfabrik in Betrieb war, kam zu den Handarbeiten auch das Haarsortieren. Die Haare wurden in Bündeln geliefert, und es kam darauf an, die grauen und unbrauchbaren herauszulesen.

Der Verdient dabei war allerdings minimal. Aber es gab doch ein bißchen Bargeld ins Haus. Den Jahreskreis beschließen zwei frohe Feste. Das eine ist Kaisers Geburtstag am 27. Januar. Dann gibt es in der Schule nach der Rede des Lehrers für jedes Kind einen Weck. Die Großen singen „Heil dir im Siegerkranz" und die Kleinen „Der Kaiser ist ein lieber Mann, er wohnet in Berlin". Mit den Fastnachtskreppeln und einem herzhaften Speckpfannenkuchenessen in der Spinnstube endet die Winterruhe; denn im Feld trillern die ersten Lerchen, und der Spitzdieschaar ruft auch schon!

Damit schließt sich der Jahreskreis, um im gleichen Turnus wieder zu beginnen. Und so läuft er das ganze Leben hindurch ab. In unserer Aufzeichnung der Arbeiten blieb weitgehend unberücksichtigt, daß die Bäuerin daneben auch noch Hausfrau und Mutter ist. Sie hat vier oder fünf Kinder geboren und großgezogen - manchmal waren es auch acht oder zehn-, und zur Verzweiflung des Solmser Doktors stand sie schon acht Tage nach ihrem Wochenbett wieder auf der Wiese und half beim Heumachen, weil's die anderen doch allein nicht „packten"; sie saß nächtelang am Bett des Jüngsten, das die Masern hatte, und war morgens doch zur gewohnten Zeit im Stall. Auch die Männer standen unter einer doppelten Belastung von Gelderwerb und Landwirtschaft. Sie waren da hineingewachsen, seit sie denken konnten; denn schon als sechsjährige Buben hatten sie ihre festgesetzten Pflichten, wie Holztragen, Schweinehüten, Gass'-kehren usw., und diese Pflichten wurden mit zunehmendem Alter immer härter. Das Wort Ferien im Sinne von Spiel und Erholung kannten sie so wenig wie ihre Eltern das Wort Urlaub. Das ganze Leben war Arbeit, Arbeit und immer wieder Arbeit ...

Aus der Chronik des heimischen Raumes

1. 11. 1983 bis 31. 10. 1984

18. 11. 1983 Pfarrer Paul Preis feiert sein 60jähriges Ordinationsjubiläum. Er war von 1950 bis 1967 Pfarrer in Waldgirmes.

31. 12. Hedwig Baduin, von 1968 an Gemeindeschwester in Waldgirmes, geht in Ruhestand.

(20. 1. 84) Unser Mitglied Franz Ewert stellt in einer mehrtägigen Ausstellung in der Dorlarer Geschäftsstelle der Sparkasse Wetzlar seine Bilder vom alten Dorlar aus.

22. 1. Die Wetzlarer Ehrenbürgerin Frau Dr. Irmgard von Lemmers-Danforth stirbt im 92. Lebensjahr. Die weltberühmte Möbelsammlung im Palais Papius war ihr Lebenswerk.

7. 2. „Jahrhundert-Hochwasser". Sintflutartige Regenfälle und Stürme mit Orkanböen bis zu 150 Stundenkilometern richten im Bundesgebiet schwere Schäden an. Besonders betroffen ist Mittelhessen. Das Lahn-Dill-Gebiet erlebt die verheerendsten Überschwemmungen seit Menschengedenken. Die Fluten weichen nur langsam zurück.

(21. 2.) Der Kreistag beschließt die Erhaltung der Oberbieler Grube Fortuna als Besucherbergwerk.

30. 3. Das neu gestaltete „Deutsche Glockenmuseum" in der Roßmühle der Burg Greifenstein öffnet für die Besucher.

31. 3. 400 Bürger beteiligen sich an einem Grenzgang zum Auftakt der Jubiläumsfeierlichkeiten anläßlich des 1200jährigen Bestehens von Naunheim.

6. 4. Bei einem schweren Verkehrsunfall auf der Landstraße zwischen Atzbach und Heuchelheim kommen die 23jährige Bärbel Schmidt aus Naunheim und der 23jährige Bernd Rauber aus Waldgirmes ums Leben. Eine weitere junge Naunheimerin wird schwer verletzt.

29. 4. Der Werdorfer Verein für Heimatgeschichte kann nun die gesamte Anlage des Schlosses als Heimatmuseum nutzen.

(2. 5.) Unser Mitglied Horst Krug wird Vorsitzender des neu gegründeten Vereins „Fotofreunde Lahnau".

4.–6. 5. Offizielle Feierstunde, bunter Abend und volkstümliche Musikdarbietungen zur 1200-Jahrfeier in Naunheim.

17. 5. Gemeindevertreter Willi Dinter (Atzbach) und Wilhelm Wiesner (Dorlar) werden zu Gemeindeältesten ernannt.

18. 5. „Frühlingssingen" der Sängervereinigung Waldgirmes vor 500 Besuchern. Gast ist der jugoslawische gemischte Chor „Veljko Vlahovic" aus Nis.

30. 5. Erneut schwere Überschwemmungen im Lahn-Dill-Gebiet.

17. 6. „Europawahlen". Ergebnisse in Lahnau:

Wahlberechtigte	5921
Wahlbeteiligung	56,26 %
Gültige Stimmen	3279
SPD	1706 (52,04 %)
CDU	1031 (31,44 %)
FDP	122 (3,72 %)
Grüne	275 (8,39 %)
Sonstige	145 (4,41 %)

18. 6. Ein Großbrand im Wetzlarer Hallenbad richtet über 100 000 DM Schaden an. Der Brandstifter wird gefaßt.

19. 6. Der Arbeitskampf in der Hessischen Metallindustrie weitet sich aus. Den Aussperrungen bei den Firmen Leitz und Philips folgen nun Buderus Edelstahl und Hensoldt.

23./24. 6. 2000 Wanderfreunde treffen sich bei der 6. Internationalen Volkswanderung des TV Waldgirmes.

(27. 6.) Anläßlich der 1200-Jahrfeier erscheint das Buch „Naunheim. Ein Dorf erzählt aus seiner Vergangenheit".

1. 7. Der Wetzlarer Museumsdirektor Walter Ebertz tritt in Ruhestand.

9. 7. Gemeinsames Volksliedsingen des Kirchenchors „Jubilate" unter Chorleiter Heinrich Müller und der Volksliedgruppe unseres Vereins unter Leitung von Frau Lieselotte Bloh auf dem Kirchenvorplatz in Dutenhofen findet großen Anklang.

10. 8. Unser Mitglied und 2. Vorsitzender Erwin Schmidt wird mit dem Bundesverdienstkreuz am Bande ausgezeichnet.

12. 8. Großer Festzug zur Naunheimer 1200-Jahrfeier. 50 Zugnummern erinnern an Begebenheiten aus der Geschichte des Dorfes.

26. 8. Sommerfest der Waldgirmeser Ortsvereine.

28. 8. Ein Großfeuer vernichtet die „Alte Lahnmühle" bei Naunheim. 500 000 DM Schaden.

14. 10. Die Evangelische Gemeinschaft Waldgirmes feiert ihr 125jähriges Bestehen.

21. 10. Unser Mitglied Dr. Werner Best wird neuer Landesvorsitzender des „Deutschen Bundes für Vogelschutz" (DBV). Es ist der mit 24 000 Mitgliedern in 450 Ortsgruppen größte Natur- und Umweltschutzverband des Landes.

25. 10. Unser Mitglied Paul Speiser wird zum Direktor der Solmser Gesamtschule ernannt. Er war seit 1964 Lehrer an der Grund- und Hauptschule Waldgirmes.

(Die Daten in Klammern beziehen sich auf den Tag der Veröffentlichung in der Wetzlarer Neuen Zeitung.)

Gerda Weller

Berichtigung zur Seite 204 im Jahrbuch Nr. 7

Die Eintragung unter dem Datum vom 2. 9. 1983 ist wie folgt zu berichtigen:

Frau **Marie-Luise Bender** aus Rodheim wird für ihre besonderen Leistungen um den Aufbau der Neurochirurgischen Klinik der Universität Gießen mit dem Bundesverdienstkreuz am Bande ausgezeichnet. Frau Bender ist Mitglied unseres Vereins.

RODHEIM-BIEBER
OKT. 1984

Am 1. August 1984 verstarb nach langer schwerer Krankheit Frau

Helma Anita Prinz,

geborene Schmieder,

aus Vetzberg. Frau Prinz hat die Arbeit unseres Vereins von Anfang an mitgetragen. So lange es ihr Gesundheitszustand zuließ, nahm sie an den Vereinsveranstaltungen teil. Unserer Gemeinschaft fühlte sie sich herzlich verbunden.

Nur wenige Tage später, am 7. August 1984, wurde Frau

Hannelore Welsch,

geborene Krüger,

aus Waldgirmes, aus unserer Mitte abberufen. Frau Welsch nahm an der Vereinsarbeit regen Anteil. In der Liebe zur Heimatgeschichte fühlte sie sich unserer Gemeinschaft eng verbunden.

Mit Frau Helma Prinz und Frau Hannelore Welsch wurden zwei Gründungsmitglieder des Vereins viel zu früh aus unserer Mitte abberufen. Beide erfreuten sich großer Beliebtheit in ihrem jeweiligen persönlichen Wirkungsbereich. Wir werden ihnen ein ehrendes Gedenken bewahren.

Namen und Anschriften der Vereinsmitglieder

Neuzugang 1984

Amend	Rosemarie	Dorlar, Mühlweg 23
Hahn	Ernst	Waldgirmes, Königsberger Str. 8
Hahn	Else	Waldgirmes, Königsberger Str. 8
Hoch	Anneliese	Waldgirmes, Lauterstr. 46
Höhle	Hermann	Dutenhofen, Grohgasse 13
Höhle	Karin	Dutenhofen, Grohgasse 13
Jung	Klaus	Waldgirmes, Rainstr. 16
Jung	Gudrun	Waldgirmes, Rainstr. 16
Nitschke	Siegfried	Atzbach, Waldgirmeser Str. 5
Nitschke	Sigrid	Atzbach, Waldgirmeser Str. 5
Schmidt	Werner	Waldgirmes, Weinbergstr. 7
Schöberl	Manfred	Atzbach, Veilchenweg 4
Schöberl	Ursula	Atzbach, Veilchenweg 4
Schöberl	Markus	Atzbach, Veilchenweg 4
Schöberl	Ansgar	Atzbach, Veilchenweg 4
Schulz	Doortje	Atzbach, Wetzlarer Str. 16

Mitgliederstand am 31. 10. 1983:	233
1984 verstorben:	2
1984 ausgetreten:	2
Neuzugang 1984:	16
neuer Mitgliederstand am 31. 10. 1984:	245

Sicherheit für Sie und für Ihre Familie

Darin sehen wir eine unserer wichtigsten Aufgaben. Denn im Mittelpunkt unserer Arbeit steht der Mensch. Dieses Ziel werden wir auch in Zukunft nicht aus den Augen verlieren.

Bausparkasse Schwäbisch Hall

RAIFFEISEN- UND VOLKSBANKEN-VERSICHERUNG

RAIFFEISENBANK WALDGIRMES eG.

Beitragskonto der Heimatkundlichen Arbeitsgemeinschaft Lahntal e.V.
Kt. Nr.: 450 31 39
Bankleitzahl der Raiffeisenkasse Nr.: 515 618 13
Postscheckkonto der Raiffeisenkasse Nr.: 359 25